

Alltagskleidung

Vom Alltag im Kleiderschrank ...

von Astrid Schönweger und Sigrid Prader

Was ist schon Alltagskleidung? Wir brauchen nur das praktische Lexikon „Wikipedia“ im Internet aufschlagen. Dort steht geschrieben: Der Alltag kann als „das Gewöhnliche“, das „nicht Besondere“ und als „Routine“ bezeichnet werden und steht im Gegensatz zu den Festtagen und den außergewöhnlichen Zeiten.¹ Schließen wir vom Alltag auf die Alltagskleidung, so ist die wohl ebenfalls gewöhnlich und nichts Besonderes. Sie ist etwas, das an einem „gewöhnlichen“ Tag anzuziehen ist, der die jeweilige Routine mit sich bringt: ob nun Arbeit, Kinder oder Hausarbeit etc.

Im Laufe des 20. Jahrhunderts hat sich bei uns ein Wandel vollzogen: Die Werktagstracht als Alltagskleidung wurde in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts verdrängt. Sie wird heute vor allem in der Freizeit in Trachtenvereinen, Heimatvereinen, Brauchtumsgruppen, Musikkapellen, Schützenkompanien und Chören verwendet; die Tracht wird an Festtagen und bei Familienfeiern aus dem Schrank gezogen, womit wir den Rahmen des Alltags schon wieder gesprengt hätten.



Der blaue Schurz – Sinnbild der herkömmlichen Südtiroler Alltagskleidung. Foto: Archiv Frauenmuseum

Relikte dessen sind natürlich übrig geblieben. So ist die für Südtirol so typische blaue Schürze, die bei den Männern DER Schutz der Kleidung schlechthin war, nach wie vor nicht ausgestorben. Aber auch wenn sie vorwiegend von den älteren Generationen in der ländlichen Bevölkerung als Alltagskleidung verwendet

wird, so ist doch die Masse der blauen Schürzen wohl eher in touristischen Souvenirläden zu kaufen. Die Zeiten, in denen in einem Dorf der blaue Schurz das Bild beherrschte, sind vorbei.

Desgleichen gilt auch für das Dirndl, das spätestens seit den 30er Jahren von der Trachtenmode vereinnahmt wurde. Die heutigen Dirndl, die vor allem im touristischen Dienstleistungsgewerbe als „Berufskleidung“ bei uns getragen werden, haben mit der Volkstracht sehr wenig gemeinsam. Würden wir

aus statistischen Gründen den Kleiderschrank von SüdtirolerInnen öffnen, so hätte wohl nur mehr eine Minderheit eine Werktagstracht, ein Dirndl oder eine blaue Schürze darin verwahrt, schon gar nicht als deklarierete Alltagskleidung.

„Traditionelle Kleidung wurde in vielen Teilen der Welt im Zuge der auch kulturellen und modischen Globalisierung im Alltag bereits weitgehend zurückgedrängt und wird nur noch als Festtagstracht getragen“², steht im Wikipedia geschrieben und Südtirol gehört eindeutig zu diesen Teilen der Welt.

Der Beginn der „modischen Globalisierung“ beginnt in den 20er Jahren des 20. Jahrhunderts. In den Anfängen sprach man von der „Demokratisierung der Mode“³, denn es war die Zeit, in der definitiv die Mode nicht mehr nur eine Angelegenheit des Großbürgertums war. Zwar versuchten sich die oberen Schichten nach wie vor mit der Kleidung abzugrenzen, indem sie mit der Qualität, den Textilien und mit „dezenten“ Farben wie Weiß und Schwarz Unterschiede hervorkehren wollten (übrigens: relativ erfolgreich), aber Textilfabriken, Modewarenhäuser und -salons schossen wie Pilze aus der Erde hervor, sodass die Mode als Konfektionskleidung mit niedrigen Preisen für alle erschwinglich wurde.

Dafür verantwortlich können nicht zuletzt die Frauen gemacht werden, denen die Mode seit ca. 200 Jahren „auf den Leib“ geschneidert wurde. Sie beschleunigten diese Demokratisierung, indem sie sich nicht davon abhalten ließen, die Moden der oberen Klassen aufzunehmen, womit sie die „Uniformierung“ der jeweiligen Mode erreichten. Gleichzeitig trieben sie damit auch unbestritten den stets schneller werdenden Modewechsel an, der sich bis heute auch in der Alltagskleidung feststellen lässt.

Nicht unbedeutend für die Massenherstellung von Alltagskleidung sind auch die Erfindungen und Entdeckungen in der Chemie, wie die Herstellung künstlicher Fasern. In den 20ern wurde die Viskose hergestellt, in den 50ern kamen die Zellwoll- und Kunstseidenstoffe aus Zellulosefasern wie Reyon auf, aber auch die synthetischen Fasern wie Nylon oder die Acryl- und Polyesterfasern. Neue

Verarbeitungstechnologien in den 60er Jahren wie Kleben, Schweißen und thermoplastische Verformung machten die Kleidung noch einmal mehr praktischer. Schließlich wurde in den 70er Jahren eine optimale Mischung zwischen den pflegeleichten synthetischen Fasern und den hautfreundlichen natürlichen Fasern erreicht.

Den Grundstein für eine funktionalistische und damit praktische Mode, die heute für die Alltagskleidung eine Normalität darstellt, legte die französische Modeschöpferin Coco Chanel in den 20er Jahren mit ihren einfachen Kleidern aus Jersey, ihren bequemen Hosen und sportlichen Pullovern. Von ihr stammt der Spruch, „dass eine Mode, die nicht in den breitesten Schichten populär wird, keine Mode sei“.⁴ Tatsache ist, dass die Demokratisierung der Mode anfangs schlicht und einfach im Abkopieren teurer Modellkleider bestand. Denn obwohl Chanel nichts dagegen hatte, wenn ihre Kreationen imitiert wurden, verlangte sie für ihre Modelle Preise, die nur Reiche zahlen konnten. Das hielt die Weiterentwicklung der Bekleidungsindustrie jedoch nicht im Geringsten auf!

In den 20er Jahren bereicherte die aus Amerika und England kommende Sportmode die Herrenmode, so z. B. die Knickerbockerhose, in denen sich vor allem in unseren Gegenden viele Touristen blicken ließen. Zeitgleich mit dem Verschwinden der Werktagstracht wurde in den 60er Jahren der Herrenanzug – bislang im bürgerlichen Milieu DIE klassische männliche Alltagskleidung – immer mehr von der sog. Tages- und Freizeitkleidung verdrängt. Bis heute wird bei der Herrenkleidung trotz aller Freiheiten zwischen der Berufs- und der Freizeitkleidung unterschieden, wobei die Art des Berufes eine große Rolle spielt. So ist die konservative Berufskleidung nach wie vor der Sakkoanzug mit Hemd und Krawatte, in so manchen Berufen ist heute jedoch ansonsten die sog. „Legerkleidung“ mit Blousons, Lederkleidung, Jeans, Pullover und T-Shirt erlaubt. Letztere hat sich auch bei der ländlichen Arbeit durchgesetzt.

Die moderne Gesellschaft ist eine Großstadtkultur, die auch alle anderen in ihren Bann

gezogen hat. Das ermöglichte auch großen Menschenmengen unter anderem die Mode. Zum neuen Lebensstil gehörte fortan auch die Selbstverständlichkeit einer modischen Alltagskleidung. Dies wurde von den Medien, die im Laufe des 20. Jahrhunderts stets an Bedeutung gewannen, noch zunehmend verstärkt.

Seit den 60er Jahren werden die Mode und somit auch die Alltagskleidung sehr stark von den Bedürfnissen der Jugend bestimmt. Die Jugend wurde zum gesellschaftlichen und somit modischen Leitbild, womit die Mode endgültig zu einem Massenphänomen wurde. Dabei feierte vor allem ein Kleidungsstück einen Siegeszug, der im Grunde bis heute anhält: die Jeans. Einst die Arbeiterhose der Landarbeiter Amerikas und als Rebellion gegen das etablierte Bürgertum gedacht, vermittelt sie ein bestimmtes Lebensgefühl der Freiheit. Aus welchen Gründen auch immer: Die Jeans ist bei beiden Geschlechtern wohl am allermeisten im Kleiderschrank vorzufinden. Sie ist die „Allroundhose“⁵, die eigentlich bei jedem Anlass getragen wird und die sich immer wieder mit der Mode verändert.⁶ Die Jeans steht auch für den endgültigen Einzug der Hose in den weiblichen Kleider-



Das Make-Up – für viele Frauen ein unersetzliches Utensil wie die Alltagskleidung selbst. Foto: Archiv Frauenmuseum



Jeans – das „Allroundstück“ im Kleiderschrank beider Geschlechter Foto: Robert Gruber

schränk. Während es bei uns bis Anfang der 70er Jahre des 20. Jahrhunderts noch Pflicht war, dass Frauen in der Schule und in der Arbeit einen Rock oder ein Kleid trugen, konnte die aus sittlichen Gründen propagierte Barriere nicht mehr aufrechterhalten werden. Die eigentlichen Hintergründe für das Hosenverbot sind leicht zu durchschauen: Der auch bei uns verwendete Spruch „Wer hat daheim die Hose an?“ lässt anklingen, dass die Hose in erster Linie ein Symbol der Macht war. Dementsprechend ist es sicherlich auch bei uns – wenn auch fast ein Jahrzehnt später als

zum Beispiel in Deutschland – der Sensibilisierungsarbeit der Frauenbewegung zu verdanken, dass die Hose auch für die Südtiroler Frau „salonfähig“ wurde.

Während also die Eroberung eines solchen Machtsymbols wohl als ein Erfolg für die Weiblichkeit gefeiert werden kann, ist hingegen die stark zugenommene Erotisierung der weiblichen Mode bis weit hinein in die Alltagskleidung ein zweischneidiges Schwert. Das zeigt sich darin, dass für viele Frauen das Make-up genauso zur Alltagskleidung gehört wie irgendein Kleidungsstück.

Derweilen ist die Kosmetikbranche zu den mächtigsten Weltindustrien herangewachsen und das sollte wohl für sich allein schon zu denken geben. Doch damit verbunden ist ein von der Werbung und den Medien noch einmal verstärkter Anspruch an die Frau, perfekt auszuschauen. Perfektion bedeutet, dem jeweiligen Schönheitsideal der Zeit unter anderem mittels Mode zu entsprechen, egal in welcher Lebenslage, also arbeitend, zu Hause, untertags, abends, mit oder ohne Kinder usw.

Das Schönheitsideal unserer heutigen Zeit ist jung, jünger, am jüngsten und zugleich mager(-süchtig) mit Kurven an den richtigen Orten. Das schlägt sich natürlich auch auf die Alltagskleidung nieder. In der Praxis sieht es dann so aus, dass es kaum mehr möglich ist, außerhalb dieses Schönheitsideals etwas an der Kleiderstange eines gewöhnlichen Geschäfts zu finden.

Das gesellschaftliche Leitbild Jugend lässt sich in der genauen Betrachtung unserer Alltagskleidung lesen. Immer wieder erinnern Elemente an Geschichte: So sind bis heute immer wieder „Revivals“ von Jugendbewe-



Punk.

Foto: Archiv Frauenmuseum

Seit den 90er Jahren ist die Alltagskleidung vielfältig. Am ehesten lassen sich drei eigenständige Modetrends erkennen: die Designermode, Konfektion und Jugendmode⁸. Das Thema Umwelt hat sich ebenfalls schon bis in die Alltagskleidung hineingeschlichen und ist bei weitem kein Spleen von Ökofreaks mehr. Von eindeutigen modischen Trends kann jedoch keine Rede mehr sein, vor allem jedoch deshalb, weil heutzutage die Mode und somit die Alltagskleidung nicht in den Ateliers der großen Modehäuser, sondern von allen, die Mode tragen und ihre Elemente neu kombinieren, gemacht wird⁹. Nach wie vor zeigt die Alltagskleidung, wie die Werktags-tracht schon seinerzeit, zu welchem sozialen Status, zu welcher Gruppierung und zu welcher Ideologie die Person gehört oder sich zugehörig zeigt und wie stark sie gesellschaftlich geprägt worden ist (von Schönheitsidealen und Sonstigem mehr), doch gleichzeitig kann jeder einzelne Mensch wie niemals zuvor seine individuelle Note herausstreichen.



Hippiemädchen: Punk und Hippie beeinflussten die Alltagskleidung.
Foto: Archiv Frauenmuseum

gungen in unserer Alltagskleidung integriert, z. B. von den zu Frieden aufrufenden Hippies bzw. Blumenkindern in den 60er Jahren, aber auch von den die Barrieren der Geschlechter aufbrechenden, antibürgerlichen Punks der 70er Jahre⁷. Weitere Elemente lassen auf die kalifornisch-hawaiianische Surfbekleidung der 60er Jahre oder den Skaterlook der 90er Jahre zurückschließen.

In den 80er Jahren hat die „Demokratisierung der Mode“ gezeigt, was aus ihr geworden ist: „modische Globalisierung“. Wir könnten es auch als „Internationalisierung der Mode“ bezeichnen. Die Haute Couture ist nur mehr Schaullekt für die „Prêt-à-porter“-Kollektionen („prêt-à-porter“ zu Deutsch: bereit zum Anziehen), die nun nicht mehr ausschließlich französisch, sondern auch amerikanisch, italienisch, japanisch und deutsch sind, aber vor allem können sie zu allen Preisklassen auf der ganzen Welt erworben werden.

Literaturverzeichnis:

- Fehlig, Ursula; Brost, Harald: Kostümkunde. Mode im Wandel der Zeiten. Leipzig, 1983
König, René: Macht und Reiz der Mode. Düsseldorf und Wien, 1971
Lehnert, Gertrud: Mode. Dumont Schnellkurs. Köln, 2003
Loschek, Ingrid: Reclams Mode- & Kostümllexikon. Stuttgart, 1999
Schönweger, Astrid: Die verkleidete Frau. Mode als Spiegel der Zeit – Eine kleine Kulturgeschichte der letzten 200 Jahre. Meran, Frauenmuseum, 2002
Thiel, Erika: Geschichte des Kostüms. Berlin, 1997
<http://de.wikipedia.org/wiki/Alltag>. Stand: 21.10.06
<http://de.wikipedia.org/wiki/Tracht>. Stand: 21.10.06

¹ <http://de.wikipedia.org/wiki/Alltag>. Stand: 21.10.06

² <http://de.wikipedia.org/wiki/Tracht>. Stand: 21.10.06

³ vgl. Fehlig/Brost, 1983, S. 184; Lehnert, 2003, S. 133

⁴ Fehlig/Brost, 1983, S. 195

⁵ Lehnert, 2003, S. 151

⁶ Lehnert, 2003, S. 151

⁷ Loschek, 1999, S. 80

⁸ vgl. Loschek, 1999, S. 96

⁹ vgl. Lehnert, 2003, S. 179

Als das Jogurt nach Innsbruck kam ...

von Josefine Justic



Announce mit der Ankündigung des Jogurtverkaufes in Innsbruck. Original in den „Innsbrucker Nachrichten“

welche die Hauptursache der verschiedensten Stoffwechselerkrankungen ist. ‚Yoghurt‘ ist für Kranke und Gesunde ein vorteilhaftes Genussmittel. Die Absicht der Völser Kur- und Kindermilchanstalt, welche in der Bürgerstraße hier ein Depot hat, ist daher nur zu begrüßen.“²

Wenn wir heute durch diverse Supermärkte gehen, um unsere Lebensmitteleinkäufe zu erledigen, an den Kühlregalen verweilen, um uns meist auch mit Milch und Milchprodukten zu versorgen, dann haben wir eine nie gekannte Auswahl, die sich seit dem Eintritt Österreichs zur Europäischen Union nachgerade internationalisiert hat.

Einem dieser Produkte – dem Jogurt, das heutzutage als gerührt, stichfest, fettarm, natur, „links- oder rechtsdrehend“ zum Fasten oder Schlemmen, mit Früchten, in Variationen mit Schokolade, Kaffee, Müsli oder Kokos u. a. m. angeboten wird –, sei dieser Rückblick gewidmet.

In einfachen Worten ausgedrückt ist das (oder der) Jogurt (Joghurt) ein durch Milchsäurebakterien hergestelltes Nahrungsmittel aus verdickter Milch. Das Wort stammt aus dem Thrakischen und bedeutet „dicker machen“, was aber nicht auf dessen Wirkung auf den menschlichen Körper, sondern auf die Herstellung hindeutet.¹ Seine Anfänge in unseren Breiten lassen sich seit dem Jahr 1906 nachweisen. Von Frankreich kommend, wurde es kontinuierlich auch in anderen Ländern Mitteleuropas produziert. Seine gesundheitsfördernde Wirkung leitete ein Pariser Arzt von der hohen Lebenserwartung bulgarischer Bauern ab, deren Alltagskost in reichlichem Maße aus eben dem Jogurt bestand, und die auf den im Jogurt enthaltenen und deshalb danach benannten „Bacillus bulgaricus“ zurückgeführt worden war.

Einige Jahre nach dem Beginn der ersten Produktion in Frankreich kam die verdickte Milch auch nach Innsbruck. Damals noch mit der Originalbezeichnung „Yoghurt“ wurde es im Jahr 1911 in den „Innsbrucker Nachrichten“ mit folgenden Worten angepriesen:

„Einführung des ‚Yoghurt‘ in Innsbruck. Angeregt durch die vielseitigen Anfragen und im Interesse des wachsenden Fremdenverkehrs hat die Kur- und Kindermilchanstalt in Völs beschlossen, demnächst mit der Erzeugung von ‚Yoghurt‘ zu beginnen, welcher in allen größeren Städten und Kurorten bereits erhältlich ist und seiner hervorragenden Eigenschaften wegen von Kranken und Gesunden stark begehrt wird. ‚Yoghurt‘, eine in den Balkanländern seit ältesten Zeiten als vorzügliches Volksnahrungs- und Heilmittel bekannte säuerliche Dickmilch, soll, was hervorragende ärztliche Autoritäten, wie Prof. Merschnikoff, Cohendi, Tissier – Paris, Dr. Reinhard – Basel u., erkannt und erprobt haben, infolge der in ihr enthaltenen so genannten Mayapilze die durch den Colibazillus verursachte Darmfäulnis beseitigen,

Der 20. April 1911 war der erste Verkaufstag des gesunden Naturproduktes in der Bürgerstraße 13 in Innsbruck. Der Absatz und das Interesse des Innsbrucker „Publikums“ sind groß, hieß es in den darauf folgenden Tagen in der Presse. Trotzdem wurde Jogurt auch weiterhin stark beworben und ein halbseitiges Inserat vom 28. April 1911 preist es fast als Allheilmittel an:

„Yoghurt ist eine durch besonderes Verfahren nach orientalischer Art hergestellte beste Sauermilch von puddingartiger Konsistenz, mildsäuerlichem Geschmack, angenehmen Geruch, hat keinerlei chemische Zusätze, sondern ist reines Naturprodukt. Yoghurt wird wegen seiner ungemein leichten Verdaulichkeit und grossen Nährkraft mit bestem Erfolge bei Magen-, Darm-, Lungenkrankhei-

Inserat in den „Innsbrucker Nachrichten“ vom 28. April 1911

ten, bei Schwächezuständen, Rekonvaleszenz, Nieren- und Leberleiden (auch Gallensteine), Arterienverkalkung, Hauterkrankung, Nervosität und allen fieberhaften Erscheinungen namentlich bei Blinddarmentzündung und Typhus als Nährmittel gebraucht.“³

Die Zentrale der obgenannten „Völser Kur- und Kindermilchanstalt“ befand sich in der Nachbargemeinde Völs, Dorfstraße 1⁴ und war, wie anzunehmen ist, einer der vielen privaten kleinen Molkereibetriebe, die es damals in Tirol gab. Im Innsbrucker Adressbuch des Jahres 1912 wird jedenfalls Alfred

Lenk als Butter- und Milchhändler in der Bürgerstraße 13 angeführt, der dann ein Jahr später mit seinem Geschäft in die Anichstraße 17 übersiedelte. Im darauf folgenden Jahr dürfte die Firma Tollinger, ein in Innsbruck alteingesessener Betrieb, das Geschäft in der Anichstraße übernommen und mit den eigenen Produkten weitergeführt haben.⁵

Wie es mit der Produktion und dem Verzehr von Jogurt in Innsbruck in den nächsten Jahren und Jahrzehnten im Detail weiterging, ist leider nicht bekannt. Im Nachbarland Deutschland stieg der Konsum des immer noch „einfachen“ Jogurts in den 1930er Jahren und speziell auch in den Kriegsjahren stark an. In den späten 1960er Jahren, als die Hersteller begannen, Früchte beizumengen, stieg die Nachfrage rasant an.⁶ Wahrscheinlich kann die gleiche Entwicklung auch in unserem Raum angenommen werden. Konkrete Zahlen aus den Jahren 1958 bis 1972 bietet eine Arbeit über den Innsbrucker Milchhof: Waren es 1958 noch ca. 600.000 1/4-l-Gebinde an Jogurt, die verkauft wurden, so stieg diese Zahl bis 1972 auf über 3.000.000 an. In diesen Zeitraum fällt im Übrigen auch in Innsbruck nicht nur die Einführung des Fruchtjogurts, sondern auch die der Plastikbecher mit den Aludeckeln.⁷



Ein 1/4-Liter-Glasfläschchen des Innsbrucker Milchhofes, auf dem sogar noch das Innsbrucker Stadtwappen eingepresst wurde. Original im Stadtarchiv/Stadtmuseum Innsbruck, Div-553. Foto: Hubert C. Hatzl

¹ <http://de.wikipedia.org/wiki/Joghurt>

² Innsbrucker Nachrichten vom 4. 4. 1911, 4

³ Innsbrucker Nachrichten vom 28. 4. 1911, 15

⁴ Karl Pertl, Völser Dorfbuch. Innsbruck 1991, 117f.

⁵ Adressbuch der Landeshauptstadt Innsbruck 1912, 1913 und 1914.

⁶ <http://de.wikipedia.org/wiki/Joghurt>

⁷ Georg Hirzinger, Der Milchhof Innsbruck – wirtschaftsgeographisch betrachtet. Hausarbeit an der Leopold-Franzens-Universität Innsbruck 1974, 99f.

Müll erzählt

von Jutta Kusstatscher¹

„Müll hat es bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts so wenig gegeben, dass er aus der Erinnerung verschwunden ist.“

Südtirol ist ländlich. Das zeigt sich einmal mehr daran, dass es sich mülltechnisch spät entwickelt hat. In ländlichen Gebieten blieben europaweit die natürlichen Kreisläufe länger aufrecht als in urbanen Gebieten. Das erklärt sich mit dem Raumangebot des Landes, wo Unbrauchbares auf Wiesen, Feldern, in Wäldern vergraben werden konnte. In der Stadt hingegen beschränkt sich der individuell verfügbare Raum meist auf die eigenen vier Wände. Vor der Tür beginnt der öffentliche Raum, der mit Verordnungen verhängt ist. Eine Müllabfuhr begann in Südtirol erst kurz vor dem Zweiten Weltkrieg, in den Tälern erst ab den 70ern. Was war vorher? Da sich die Geschichtsschreiber dazu ausschweigen, finden sich Antworten in gesetzlichen Grundlagen oder Dokumenten. Die Frage an Zeitzeugen „Was habt ihr damals mit den Abfällen gemacht?“ ergibt im ersten Moment enttäuschende Ergebnisse: „Es hat keinen Müll gegeben, jedenfalls kann ich mich nicht daran erinnern.“ Es gab zwangsläufig auch in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts Abfälle, die Erinnerung aber ist blass. Am Land hatten die Bauern schlicht einen Misthaufen, die Lege. Sie diente auch als Deponie der häuslichen Abfälle und damit wurde die Mistlege zum Komposthaufen, für die Bauersleute und deren Nachbarn. Waren Mist und Kompost „reif“, wurde der Dünger auf die Felder gestreut. Kunstdünger gab es bereits in den 20er Jahren, aber den konnten sich die wenigsten Bauern leisten. Selbst der Ankauf von Gülle, der Sure, aus den Senkgruben war günstiger als Kunstdünger. Zudem gab es Misstrauen gegenüber Phosphaten und Ammoniak. Mist und Kompost vermischte galten als altvertraute und kostenlose Naturdünger. In den Obstwiesen oder Weingärten wurde die Erde an den Stämmen der Rebstöcke abgetragen, der Dünger in die Gruben gefüllt und mit Erde zugedeckt. Diese Praxis hält sich bis heute.

Auch Abfallgruben waren lange Zeit üblich. Nicht nur am Land, sondern auch in der Stadt in den Vorgärten. Diese Gruben unweit des

Hauses wurden regelmäßig geleert – von den Tschanderern. Tschanderer waren Kleinbauern, die mit dem Pferdewagen, einer Penne, Fuhrdienste übernahmen, um ein Zubrot zu verdienen. In der Penne transportierte man Schotter, Sand, Obst oder die Inhalte der Abfallgruben. Entleert wurden die Fuhren in abgelegenen Wiesen, ungenutzten Mösern oder Strebmösern. In den Abfallgruben landete neben den organischen Abfällen auch Nichtorganisches wie Porzellan- oder Glassplitter: das Graffl. Das vergrub man in den Strebmösern, Feuchtwiesen, deren schilfartiges Gras nach der Mahd getrocknet als Streu im Stall diente. In Bozen erstreckten sich die Strebmöser von Moritzing bis hinter die Etsch, im Süden bis zur Kaiserau. In Meran wurden die Abfallgruben am Passerufer bei Lazag und Postgranz entleert. Eine regelmäßige Entleerung der Gruben war nötig, denn wenn sie übergingen, verbreiteten sie Gestank – bis zu den Nachbarn. Und von denen war allerhand zu befürchten. In Obermais-Rebhof wurde 1903 ein Bürger bei der Sanitätspolizei angezeigt: Er hatte einen Blätterhaufen in seinem Garten verrotten lassen. Der Nachbar forderte über die Sanitätspolizei den Mann auf, diese Unordnung umgehend

zu beseitigen. Abfälle sind auch im Stall entsorgt worden: Wer Schweine hielt, sammelte die Küchenabfälle im Gschpualatopf. Das Gschpuala kam in den Schweinetrog. Ein Kreislauf für biologische Abfälle. Am Land funktioniert er heute noch. Der Gschpualatopf war einst auch in der Stadt verbreitet. Die Bozner Gastwirtstochter Anni Ausserbrunner (geb. 1924) erinnert sich an den Gschpualatopf in einer Holzhütte, dem Schupfen, im Hinterhof des elterlichen Hauses in der Goethestraße. Den Eimer holte ein mit der Familie bekannter Bauer regelmäßig ab. In den privaten Haushalten brachten meist die Kinder den Topf zum Bauernhof – oft Anlass für Streit zwischen den Geschwistern: Wer sollte diesmal das stinkende Zeug wegbringen? Die städtischen Küchenabfälle wurden bis nach dem Zweiten Weltkrieg in umliegenden Schweineställen entsorgt.

Wer in der Stadt wohnte, keinen Garten zur Verfügung hatte und auch keinen Kontakt zu einem Bauernhof, fand einen anderen Entsorgungsweg. „Wir haben die Abfälle im Plumpsklo entsorgt.“ Die Boznerin Ida Riz (1916–2006) wuchs in den Lauben auf, wo die trichterförmigen Emailschräusen bereits mit dem Abwasserrohr verbunden waren.



Abortgrube in der Gerbergasse, Bozen

Foto: Ludwig Thalheimer

„Was da hinunterflog, war weg“, staunte Hilde Nicolussi (geb. 1914) oft nicht schlecht: Was hinunterflog, fiel in die Senk- oder Abortgrube. Als bald wurde jeder Hausbesitzer von der Gemeindeverwaltung für die Entleerungen verpflichtet.

Es gab eigene Dienstleister: die Häuslragglar. Freiberufler, aber auch die Gemeindeverwaltung boten den Dienst an. Bozen verwaltete einen eigenen Fonds, mit dem die Geräte für Abortgrubenentleerungen finanziert wurden. Die Arbeiten wurden vom Stadtbauamt koordiniert, das für die Aufrüstung des Geräteparks eigens beim Gemeinderat ansuchen musste. In einem Antrag von 1909 ging es beispielsweise um die Anschaffung von zwei Tonnenwagen für die Abortgrubenentleerung. Der Gemeinderat genehmigte allerdings nur einen einzigen.

Der Fonds wurde aus den Einnahmen gespeist: Die Haushalte zahlten noch nicht Steuern, sondern vergüteten die Dienstleistung. In den Jahresbilanzen scheint unter Einnahmen die Position Latrinrentleerung auf. 1906 wurden in Bozen 16.525 Kronen und 93 Heller für Latrinrentleerung verbucht, 1908 waren es 15.983 Kronen und 81 Heller. Zum Vergleich: Für Hundesteuer gingen 4810 Kronen ein, an Stand- und Platzmieten 17.565 Kronen.

Nicht nur die lokalen Körperschaften rührten im Dreck. Bis in die 30er Jahre nahmen auch private Unternehmer die Entleerungen vor, gegen Bezahlung, aber, Untergansnerbauer Josef Mayr (geb. 1909) erinnert sich: „Es kostete nicht viel.“

Häuslragglar war Saisonsarbeit während der Wintermonate. Die Raggler gingen tagüber einer anderen Arbeit nach, denn die Gemeindeverwaltung schrieb einen Stundenplan vor: Das Entleeren der Senkgruben verursachte Geruchsbelästigung, man wollte die Bürgerschaft davor schützen, die Entleerungen mussten deshalb nachts erledigt werden. Der Häuslragglar schützte sich oft auf anderem Weg vor dem Gestank: „Er brauchte immer sehr viel Schnaps“, schmunzelt Oswald Galler, ehemaliger Bürgermeister von St. Lorenzen (geb. 1926). Entleert wurde anfangs von Hand. Der Häusl-



Tonnenwagen der Häuslragglar aus den 60er Jahren

Foto: Rheinstahl Hanomag AG

ragglar brachte den Tschapfen mit, ein Blechgeschirr, das an einem Ende eines langen Stiels befestigt war. Das Geschirr war meist altgedienter Hausrat. Der aus dem Vinschgau gebürtige Christian Alton (1938–2005) erinnerte sich an einen Häuslragglar, dessen Tschapfen ein Stahlhelm der Wehrmacht war, wohl eine besondere Form der Vergangenheitsbewältigung. Mit dem Tschapfen wurde die Jauche, die Sure, aus der Grube in das Surkaschtl (auch Surkaschgl) geschöpft. Surkastln waren Holzfässer, die anfangs in Rückenkörben, in Kraxen, weggetragen, später auf offenen Tonnen- oder Kastenwagen abtransportiert wurden.

Ab 1905 wurde der Tschapfen in der Stadt durch eine mit Dampfmotoren betriebene Pumpe ersetzt. „Es hat geraucht wie bei einer Lokomotive“, so Zeitzeugin Hilde Nicolussi. Absaugen war weniger geruchsintensiv als das Schöpfen und daher bevorzugten es die Behörden.

Motorisiertes Häuslragglar wurde bald ganzjährig erlaubt, Handentleerungen erlebten verschärfte Auflagen. „Mit nicht-pneumatischen Apparaten dürfen die Senkgruben nur mehr vom 1. Dezember bis zum 2. Februar geleert werden“, beschloss der Gemeinderat von Bozen am 25. Februar 1908. Oder am 14. März 1913: Entleerungen der Abortgruben vom 1. März bis 1. November zwischen 22 und 5 Uhr, in den Wintermonaten von 22 bis 7 Uhr. Man setzte Sanktionen: 20 Kronen bei Nichteinhaltung der Termine.

Die Häuslragglar brauchten von der Gemeinde jedes Jahr eine Bewilligung, denn das städtische Reglement für die Entleerungen wurde stets leicht modifiziert. Der technischen Entwicklung folgend, verschärften sich die Auflagen der Häuslragglar. Das Reglement von 1926, wofür die Kontrolle mittlerweile der Polizei oblag, besagte: „Die Entleerung darf nur a) mit einer am Wagen befestigten Pumpe mit Saug- oder Pressmechanismus erfolgen und b) die Jauche darf nur in Fässern abtransportiert werden, die für einen Transport geeignet sind. Fässer aus Holz müssen in roter Farbe gestrichen und hermetisch schließbar sein.“

Um die eingeschränkte Arbeitszeit effizient zu nutzen, trafen die Häuslragglar Vorbereitungen, stellten das nötige Gerät tagsüber auf, „wir wussten dadurch immer, wo in der nächsten Nacht eine Grube entleert wurde“, so Zeitzeuge Hans Stieler.

Die Endlagerung der Gülle war per Gesetz geregelt. So hielt der Tiroler Landesausschuss in seiner „Sammlung von Gesetzen, Verordnungen und Entscheidungen zum Gebrauche der Verwaltung der tirolischen Gemeinden“ 1905 fest: „Jauchengruben und Kalkgruben sind mit fest schließenden Deckeln zu versehen. Kehrriechtlager und Düngerlager sind in der Regel mit einer entsprechend hohen, undurchlässigen Mauer zu umgeben oder etwas tiefer anzulegen, so dass

insbesondere die öffentlichen Straßen nicht durch den Abfluss verunreinigt werden. Neue Düngerstätten müssen von der Reichsstraße 4 m entfernt bleiben und sollen, wo möglich, hinter den Wohnhäusern angelegt werden.“

Aber auch im städtischen Bereich endete nur ein Teil der Jauche auf einem „Düngerlager“. Vielfach kauften Bauern die Jauche als Dünger. In Bozen war das linke Eisackufer unterhalb der Rombrücke der Umschlagplatz, auf dem Surkastln, später die Tonnenwagen, entleert wurden. Das Ausbreiten der Jauche auf den Feldern wurde bald auch tagsüber erlaubt, „möglichst am frühen Morgen und an regnerischen Tagen“, wie das Polizeireglement vom 12. Mai 1926 vorsah.

Der Arbeitsablauf eines Häuslragglers: Er entleerte auf Auftrag die Senkgruben, brachte die Surkastln in Bozen ans Eisackufer und verkaufte die Jauche. Die Auftragslage war gesichert. Nicht nur wegen dieses zweifachen Geschäftes galt die Devise: „Häuslraggeln macht reich.“ In Bozen gab es einen Kronzeugen für dieses Gerücht. Alois Gelf (1859–1919), Spross einer Bürgerfamilie. Gelf war 1889 als Obstexporteur in St. Petersburg auf der Weltausstellung. Er belieferte Schweden mit Südtiroler Äpfeln und reiste häufig durch Europa.

An Alois Gelf, der 1919 verstorben war, erinnerten sich viele Bozner noch lange: Der tüchtige Geschäftsmann war auch Häuslragglers. Erstaunlich, da Häuslraggeln als sozial niedrige Tätigkeit eingestuft wurde. Das bekam Gelfs Familie wohl am besten mit. „Ich kann mich an meine Schulkollegin erinnern, deren Vater diese Arbeit machte. Ich hoffe, wir haben sie es nicht stark spüren lassen, aber es war klar: sie ist die Tochter eines Häuslragglers“, erzählt Hilde Nicolussi.

Alois Gelf hat keinerlei Hinweise auf diesen Nebenerwerb hinterlassen. Selbst seine Familie weiß heute davon nur aus Erzählungen. „Ich bin bereits einige Male von Bauern darauf angesprochen worden“, sagt Ernst Gelf, der Enkel von Alois, „in der Familie habe ich davon aber nie erfahren.“

Für Alois Gelf war das Schattengeschäft Häuslraggeln nicht nur Nebenerwerb, sondern förderte auch einen Mehrwert seiner



Alois Gelf: Obst- und Dunghändler

Foto Privatbesitz Gelf

Obstwiesen. Einen Teil der Jauche verkaufte er an Bauern in Grutzen. Den anderen Teil brachte er auf den unfruchtbaren Wiesen entlang der Etsch zwischen Moritzing und Kaiserau aus. Diese Wiesen, heute noch als Gelfwiesen bekannt, hatte er von den Bauern zunächst gepachtet, später günstig erworben, da die sumpfigen Areale keinen Ertrag erzielten. Durch die stete Naturdüngung entwickelten sich die brachen Wiesen alsbald zu wertvollem Kulturgrund. Gelf pflanzte Obstbäume an. Deren Ertrag verkaufte der Geschäftsmann in anderen europäischen Ländern. Nach seinem Tod führte Gelfs Tochter Luise die Geschäfte weiter. In Zusammenhang mit dem Entleeren der Senkgruben hielt sich der Name Gelf bis in die 30er Jahre.

In Meran wurden zur Entsorgung des Unrats Salubritter- und Scherbenwägen verwendet. Als Düngerlager diente die Wentergranz am Etschufer, ein Areal, das von der Gemeinde um 80.000 Kronen angekauft wurde und durch den Bau einer Straße erst erschlossen werden musste.

Trotz der verschiedenen Entsorgungswege für Abfälle, Mistlege, Schweinestall und Abortgrube, gab es auch wilde Müllentsorgung. Die Abfälle wurden dabei nicht in einen Kreislauf eingebunden, sondern weggeworfen und landeten meist im nächsten

Bach. Besonders am Land hatten viele Haushalte ein fließendes Gewässer in nächster Nähe. Dort wurde hineingekippt, was unbrauchbar war.

Auch in den Städten flossen kleine Wasserläufe: die Ritschen, wie sie in der Meraner Laubengasse vor einigen Jahren wieder eingerichtet wurden. An den Zuflüssen der Ritschen wurde die Wäsche gewaschen. In ihrem weiteren Verlauf durch die Straßen wurden die Rinnsale mehr und mehr zur Entsorgung der Abfälle genutzt. Die Ritschen leiteten das Wasser samt Schwemmgut in Bozen in den Eisack, in Meran in die Passer, in Bruneck in die Rienz. Unproblematisch dabei war, dass die biologischen, aber auch die Metallabfälle vom Wasser weggespült und im Laufe der Zeit auch zersetzt wurden.

Nach 1920 wurde dieser Entsorgungsweg in den Städten behördlich untersagt. Die Bozner Polizeiordnung von 1924 (Artikel 82) enthält das Verbot, Abfälle und Unrat jeder Art in die Ritschen zu werfen. („È proibito gettare spazzature ed immondizie di qualsiasi genere sui coperchi dei canaletti della città altresì è vietato di buttare nei canaletti pubblici oggetti solidi.“) Die Ritschen wurden aber erst später sauber, als die Kanalisierung flächendeckend eingeführt wurde.

¹ KUSSTATSCHER, Jutta: Müll erzählt – Die Kulturgeschichte des Abfalls in Südtirol. 2006, Studienverlag Innsbruck, Wien, Bozen
ISBN 10: 3-7065-4355-9
ISBN 13: 978-3-7065-4355-2
(Auszug Seite 13–19)

Local- und Straßenbahnen in Tirol

von Werner Duschek

Das Eisenbahnzeitalter in Tirol begann 1856 mit der Eröffnung der Strecke Kufstein – Innsbruck. In den folgenden Jahrzehnten entstand das Hauptbahnnetz, das im Wesentlichen aus den Strecken im Inntal, der „Giselabahn“ über Kitzbühel und St. Johann nach Salzburg, der Brennerbahn, der Arlbergbahn, der Pustertalbahn sowie der Bozen-Meraner Eisenbahn bestand. Alle diese Strecken waren als Hauptbahnen ausgeführt und hatten überregionale Bedeutung, sowohl im Personenverkehr als auch für die Güterbeförderung. Den erschlossenen Regionen brachte die Eisenbahn einen bedeutenden wirtschaftlichen Aufschwung, einerseits durch die Schaffung von Arbeitsplätzen, andererseits durch die Möglichkeit, Erzeugnisse der Landwirtschaft, von Industrie und Gewerbe schnell und billiger als mit Fuhrwerken abtransportieren zu können. Keinesfalls darf man den Fremdenverkehr vergessen, der ebenfalls von der leichten Erreichbarkeit eines Gebietes enorm profitierte.

Nun drohten aber jene Talschaften, die nicht an die großen Eisenbahnstrecken angeschlossen waren, wirtschaftlich ins Hintertreffen zu geraten, und Forderungen nach weiteren Eisenbahnen wurden erhoben. Bereits 1880 wurde von Kaiser Franz Joseph I. der Gesetzesartikel XXXI über „Vizinalbahnen“, d. s. Lokalbahnen, unterzeichnet, 1888 erlangte er Gesetzeskraft. In diesem Gesetz wurden für Lokalbahnen verschiedene Betriebserleichterungen gewährt, so z. B. einfachere Signal- und Sicherungsanlagen, unbeschränkte Bahnübergänge, aber auch finanzielle Erleichterungen. Vor allem in gebirgigen Gegenden wurde häufig die Schmalspur angewendet, da Bau- und Betriebskosten weiter gesenkt werden konnten und Schmalspurbahnen sich besser dem Gelände anpassen können. Nun setzte in der gesamten k. k. Monarchie ein wahrer Lokalbahn-Bauboom ein, der auch vor Tirol nicht Halt machte. Bereits 1889 nahm die schmalspurige Dampfzahnradbahn von Jenbach zum Achen-

see ihren Betrieb auf. Hintergrund war der beginnende Tourismus; das Stift Fiecht als Eigentümer des Achensees war daran interessiert, eine gute Verbindung von und zur Hauptbahn in Jenbach zu erhalten, damit genügend Passagiere zur kurz vorher eröffneten Schifffahrt befördert werden konnten. Ehrgeizige Projekte sahen eine Fortsetzung der Bahn vom Nordende des Achensees bis zum Tegernsee vor.

1891 nahm im Trentino – damals auch als „Welschtirol“ bezeichnet – die schmalspurige Localbahn Mori – Arco – Riva (24,5 km) den Verkehr auf. Sie wurde in der „bosnischen“ Spurweite von 760 mm angelegt und verband den Bahnhof Mori an der Südbahnstrecke mit Riva am Nordufer des Gardasees.

Für den Lokalverkehr zwischen der Landeshauptstadt Innsbruck und dem 10 km entfernten Hall (Solbad Hall) in Tirol wurde 1891 die dampfbetriebene „Localbahn Innsbruck – Hall in Tirol“ in Betrieb genommen. Sie führte vom damals selbstständigen Dorf Wilten



Ein Zug der Achensee-Zahnradbahn hat um 1950 den Endbahnhof Seespitz erreicht.

Foto: Martin James/Sammlung Tiroler MuseumsBahnen



Ein moderner Regionalzug der Zillertalbahn kurz vor Mayrhofen.

Foto: Ing. Walter Pramstaller/Sammlung Tiroler MuseumsBahnen

durch Innsbruck entlang der Haller Straße in die Salinenstadt. Als Spurweite wählte man 1000 mm, vom Charakter der Betriebsführung her handelte es sich eher um eine Überlandstraßenbahn.

Ab 1898 konnte man von Bozen aus nach Kaltern fahren. Diese dampfbetriebene Lokalbahn diente nicht nur dem Tourismus, sondern auch dem Abtransport landwirtschaftlicher Erzeugnisse. Deshalb entschieden sich die Erbauer für die Normalspur, damit Güterwagen der Hauptbahn auf die Lokalbahn übergehen konnten.

Im Jahre 1900 wurde die Innsbrucker Mittelgebirgsbahn erbaut, die Innsbruck mit dem Plateau von Igls verband. Da sie den gleichen Ausgangspunkt wie die Haller Localbahn hatte, wies auch sie 1000 mm Spurweite auf.

Obwohl im Besitz der Stadt Innsbruck, führte die „Localbahn Innsbruck – Hall in Tirol“ den Betrieb dieser Strecke. Zweck dieser Bahnlinie war, die Erreichbarkeit des – damals weltbekannten – Luftkurorts Igls zu verbessern. Die Mittelgebirgsbahn war übrigens in den ersten Jahren nur im Sommerhalbjahr in Betrieb.

Zwischen 1900 und 1902 wurde in mehreren Etappen die insgesamt 32 km lange Zillertalbahn in Betrieb genommen. Aus mehreren – sowohl normal- als auch schmalspurigen – Projekten wurde schließlich die in 760-mm-Spur ausgeführte Variante von Jenbach nach Mayrhofen ausgeführt. Damit ist der Bahnhof Jenbach einer der wenigen weltweit, in dem drei unterschiedliche Spurweiten zusammenkommen: die normalspurige Hauptbahnstrecke

Innsbruck – Kufstein, die 1000-mm-spurige Achenseebahn und eben die Zillertalbahn mit 760 mm Spurweite.

Im Jahre 1904 wurde als dritte Lokalbahnstrecke im Innsbrucker Raum die Stubaitalbahn eröffnet. Die 18,3 km lange Strecke von Innsbruck-Wilten nach Fulpmes war nur der erste Teil einer ursprünglich bis Mauterhorn geplanten Bahnlinie. Hauptinteressenten der Bahn waren neben dem Fremdenverkehr vor allem die Kleinbahnbetriebe im Stubaital, die für den Abtransport ihrer Erzeugnisse eine leistungsfähige Verkehrsverbindung benötigten. Ebenso wie die anderen Innsbrucker Lokalbahnen wurde auch die Stubaitalbahn in 1000 mm Schmalspur ausgeführt, bei der Antriebstechnik ging man allerdings völlig neue Wege: Die Firma AEG

erprobte bei der Stubaitalbahn erstmals Einphasen-Wechselstrom mit Industriefrequenz (2500 V / 42,5 Hz) und Motoren des Systems Winter-Eichberg in der Praxis.

1905 begann in Tirol endlich auch das Straßenbahnzeitalter: Die so genannte Stadtbahn in Innsbruck, die erste innerstädtische Straßenbahnlinie, nahm zwischen Wilten und dem neuen Stadtteil Saggen den Betrieb auf. Bis 1911 entstanden weitere Strecken, auch wurde die Localbahn Innsbruck – Hall in Tirol 1909/10 auf elektrischen Betrieb umgestellt und in das Straßenbahnnetz integriert.

In den folgenden Jahren verlagerte sich die Bautätigkeit nach Südtirol: 1906 entstand die Vinschgaubahn von Meran nach Mals. Im Anschluss an die Hauptbahnstrecke nach Bozen wählte man die Normalspur (1435 mm), nicht zuletzt, da es mehrfach Pläne gab, die Vinschgaubahn über den Reschenpass nach Landeck zu verlängern. Trotz mehrfachen Baubeginns kam es jedoch nie zur Ausführung dieses ehrgeizigen Projekts. So blieb die Vinschgaubahn mit ihrer Länge von ca. 60 km eine Lokalbahn.

Die Kurstadt Meran erhielt 1906 eine elektrische Schmalspurbahn (1000mm) in die Nachbargemeinde Lana, bereits ein Jahr später nahm die städtische Straßenbahn Meran mit zwei Linien ihren Betrieb auf.

1907 entstand mit der Rittner Bahn Bozen – Oberbozen – Klobenstein die technisch interessanteste Tiroler Lokalbahn: Vom Bozner Waltherplatz aus fuhr sie als Straßenbahn bis zum Stadtrand, dort wurde eine Zahnradlokomotive beige stellt, die den Zug über die 4,3 km lange Zahnradrampe über fast 1000 Höhenmeter nach Maria Himmelfahrt/Oberbozen am Rittenplateau schob, von wo die Triebwagengarnitur als Lokalbahn nach Klobenstein weiterfuhr. Die ganze Anlage war in 1000-mm-Spur ausgeführt und wurde von Anfang an elektrisch betrieben. Hintergrund des Bahnbaues war die Beliebtheit des Rittenplateaus als Sommerfrische der wohlhabenden Bozner Bürger, die zwar der Hitze der Stadt entfliehen wollten, trotzdem ihrer Arbeit nachgehen mussten.

Ab 1908 erschloss eine ca. 15 km lange Lokalbahnstrecke das untere Tauferer Tal, ein Seitental des Pustertals, und verband Brun-



Lokalbahnverkehr wie vor 100 Jahren: Ein Elektrotriebwagen der Rittner Bahn fährt im Jahre 2006 durch die herrliche Landschaft des Rittenplateaus nahe Wolfsgruben. Foto: Ing. Walter Pramstaller/Sammlung Tiroler MuseumsBahnen

eck mit Sand in Taufers. Diese elektrische Lokalbahn wurde in Normalspur ausgeführt. Auch Bozen erhielt im Jahre 1909 eine Straßenbahn, die mit zwei Linien die Innenstadt mit den Stadtteilen Gries einerseits und St. Jakob andererseits verband. Die St. Jakober Linie wurde sogar bis Leifers verlängert.

Die Nonstalbahn im Trentino, die Trient mit Malé, dem Hauptort im Nonstal, verband, konnte für sich den Superlativ verbuchen, die längste elektrische Überlandbahn der k. k. Monarchie zu sein. Die meterspurige Lokalbahn erreichte die stolze Länge von fast 60 km!

Abzweigend von der Nonstalbahn nahm im gleichen Jahr die ca. 23 km lange Oberronsbergbahn den Verkehr auf. Bemerkenswert ist, dass im Abschnitt Dermulo – Fondo ganzjährig gefahren wurde, der Abschnitt Fondo – Mendelpass jedoch nur im Sommer betrieben wurde. Spurweite und Stromsystem stimmten mit der Nonstalbahn überein, für die steilen Streckenabschnitte waren jedoch besondere Sicherheitseinrichtungen bei den Triebwagen notwendig.

Mit der Eröffnung der Mendel-Standseil-

bahn, die ihre Talstation in Kaltern/St. Anton hatte, wurde die Kalterer Bahn dorthin verlängert. Wegen der starken Steigung wurde dieses Streckenstück von Anfang an elektrisch betrieben, in der Folge wurde die gesamte Bahnlinie Bozen – Kaltern 1911 auf elektrischen Betrieb umgestellt.

Die Gemeinde Lana bei Meran erhielt 1913 einen zweiten Bahnanschluss durch die Lokalbahn Burgstall – Unterlana – Oberlana. Bei dieser Bahn stand von Anfang an der Güterverkehr im Vordergrund, deshalb wurde für diese elektrische Lokalbahn die Normalspur gewählt.

Gewissermaßen eine Sonderstellung nehmen die Mittenwaldbahn (Innsbruck – Seefeld – Scharnitz – Mittenwald) und die Außerfernbahn (Reutte – Ehrwald – Garmisch-Partenkirchen) ein: Sie waren erstmals in Österreich von Anfang an für elektrischen Betrieb mit 15.000 V / 16 2/3 Hz ausgerüstet. Beide Bahnen waren grenzüberschreitend und für Gemeinschaftsbetrieb mit den Bayerischen Staatseisenbahnen vorgesehen. Beide Bahnen gehörten von Anfang an zum Netz der k. k. Staatsbahn. Dennoch waren die Strecken

mit zahlreichen ungesicherten Übergängen, sehr einfach ausgeführten Stationen und geringer Streckenhöchstgeschwindigkeit lokalbahnartig angelegt.

Damit war die Entwicklung von Lokalbahnen und Straßenbahnen in Alt-Tirol abgeschlossen. Zahlreiche – heute utopisch anmutende – Projekte bzw. geplante Verlängerungen von Lokalbahnen konnten nie realisiert werden. Erst der Erste Weltkrieg mit der Dolomitenfront in Südtirol führte zum Bau einiger weiterer Bahnlinien.

Dabei konnte man z. T. auf Planungen in Friedenszeiten zurückgreifen; die Bahnen wurden unter enormem Personalaufwand innerhalb kürzester Zeit als schmalspurige militärische Nachschublinien errichtet. Teilweise baute man sogar provisorische Holzbrücken anstelle von Viadukten. Bedeutung für den zivilen Personen- und Güterverkehr erhielten sie erst nach dem Krieg.

Die Grödentalbahn verband ab 1916 den Bahnhof Klausen der Brennerbahn mit der Ortschaft Plan im Grödental, von wo aus zahlreiche Seilbahnen die Versorgung der Kriegsschauplätze übernahmen.

Von Auer im Südtiroler Unterland wurde im Jahr 1917 eine fast 50 km lange Schmalspurbahn in das Fleimstal – das ist der mittlere Talabschnitt des Avisiotals – errichtet, um von dort aus die Versorgung der österreichischen Front sicherzustellen. Dabei musste die Bahntrasse während des Baues abgeändert werden, um nicht selbst ins Schussfeld des Feindes zu geraten. Wie wichtig diese Bahnlinie aus militärischer Sicht war, bezeugt die Tatsache, dass der über 2 km lange Bahnhof in Auer der größte Schmalspurbahnhof der Monarchie war.

Toblach im Pustertal war Ausgangspunkt einer Militärbahn durch das Höhlensteintal in den Raum Cortina zur Versorgung der östlichen Dolomitenfront. Von italienischer Seite aus gab es aus dem Piavetal ebenso Militärbahnen, allerdings in anderer Spurweite. 1921 wurden diese Feldbahnen zur „Dolomitenbahn“ Toblach – Cortina – Calalzo zusammengeschlossen.

Die Auswirkungen des Ersten Weltkriegs mit der Abtrennung Südtirols und des Trentino von Alt-Österreich hatten auch Folgen für das

weitere Schicksal der zahlreichen Lokal- und Straßenbahnen.

Bereits in den 1930er Jahren gab es erste Streckenstilllegungen: Die Localbahn Mori – Arco – Riva im Trentino, die noch wenige Jahre zuvor bis in den Bahnhof von Rovereto verlängert worden war, musste wegen Bankrott den Betrieb einstellen. Heutzutage wäre eine Bahnverbindung von der Brennerstrecke zum Nordrand des Gardasees wohl eine Touristenattraktion ersten Ranges.

Die Lokalbahn Dermulo – Fondo – Mendel wurde nach nur 25 Jahren Betrieb 1934 aufgelassen. Der Rückgang des Tourismus im Bereich Oberronsberg – Mendelpass machte der Bahn zunehmend zu schaffen. Außerdem war der Mendelpass nunmehr die Sprachgrenze zwischen dem italienischsprachigen Trentino und dem deutschsprachigen Südtirol. Einziges Überbleibsel dieser Bahn ist ein 1910 gebauter Triebwagen, der bis heute auf der Rittner Bahn im Einsatz steht.

Auch Positives gibt es damals zu berichten: Die Dolomitenbahn Toblach – Cortina – Calalzo sowie die Fleimstalbahn Auer – Cavalese – Predazzo wurden Ende der 1920er Jahre auf die Spurweiten von 950 bzw. 1000 mm umgespurt und elektrifiziert. Gleichzeitig erhielten beide Bahnen neue Triebwagengarnituren und waren somit die modernsten Lokalbahnen Tirols.

Leider sollte das auf längere Zeit die letzte Modernisierung von Tiroler Lokalbahnen südlich des Brenners sein. Im Gegenteil; bei den meisten Südtiroler Strecken wurde nur mehr das Nötigste investiert, um den Betrieb aufrechterhalten zu können. Dadurch wurden die Bahnen für die Benützer immer unattraktiver, der steigende Autoverkehr und die Konkurrenz durch moderne Autobusse machten sich immer stärker bemerkbar. Darüber hinaus wurden jene Straßen- und Lokalbahnen, die eingleisig auf oder neben der Straße verlegt waren, als Verkehrshindernis betrachtet und häufig zugunsten von Straßenverbreiterungen stillgelegt.

So musste bereits 1948 die Bozner Straßenbahn dem Busverkehr weichen, 1950 folgte die Lokalbahn Lana – Meran. Auch in der Kurstadt Meran konnte sich die Straßenbahn mit ihren weitgehend eingleisigen Strecken

nur bis 1956 halten; für einen Kurort, der seitdem (bis zum Bau der Umfahrungsstraße) förmlich im Verkehr erstickte, ein bedauerlicher Schritt. Von all diesen Bahnen ist heute kaum mehr etwas zu bemerken; lediglich Eisenbahnfans erkennen im Busdepot Lana die ehemalige Lokbahnremise und finden vielleicht da und dort noch einen vergessenen Fahrleitungsmasten oder einen der verschnörkelten Wandanker der Fahrleitung.

1960 schließlich wurde die Grödentalbahn eingestellt, die noch bis zuletzt den Charakter einer österreichischen Schmalspurbahn aufweisen konnte. Bis zuletzt waren Dampflokomotiven im Einsatz; die Waggons erinnerten an jene der Zillertalbahn, wenn auch seit vielen Jahren die Italienische Staatsbahn den Betrieb geführt hatte. Leider konnte man sich im Grödental nicht zu einer Modernisierung und Umstellung auf elektrischen Betrieb entscheiden. Einige Bauten erinnern auch heute, nach 46 Jahren, noch an diese liebenswerte Eisenbahn, so z. B. der funktionslose Kehrviadukt neben dem Bahnhof Klausen. Wer auf der neuen Straße von der Brennerautobahn aus übers Lajener Ried ins Grödental fährt, befindet sich eigentlich auf der alten Bahntrasse, deren Tunnels für den Autoverkehr aufgeweitet wurden. Neben der Straße kann man da und dort noch eine der Brücken der Bahnlinie erkennen.

Eher überraschend kam 1957 das Ende für die „Tauerer Bahn“: Nachdem jahrzehntelang die beiden Elektrotriebwagen ihren Dienst auf der wenig spektakulären Strecke verrichtet hatten, wollte die Betreiberin, die Italienische Staatsbahn, die Lokalbahn auf Dieselbetrieb umstellen. (Die Pustertalbahn, von der die Tauerer Bahn abzweigte, war zum damaligen Zeitpunkt noch nicht elektrifiziert.) Nun stellte sich heraus, dass die Gleisanlagen der Lokalbahn für die schwereren Diesellokomotiven zu schwach waren. Kurzerhand wurde daher der Betrieb eingestellt, obwohl die Anrainer heftig protestierten.

Zu Beginn der 1960er Jahre stellten auch die Lokalbahnen Burgstall – Lana sowie Bozen – Kaltern den Personenverkehr ein. Auch hier war die Autobuskonkurrenz übermächtig und die Triebwagen aus der Gründerzeit entsprachen nicht mehr den Anforderungen an einen

attraktiven Verkehr. Anders als die meisten Bahnen jedoch blieben die Strecken noch erhalten; nach Kaltern übernahm eine Diesellokomotive den Güterverkehr, die Obstbaugenossenschaft Lana wurde noch einige Jahre mit den urtümlichen Elektroloks dieser Bahnlinie bedient. 15 Jahre später war es auch damit vorbei; die Überetscher Bahn ist zum Teil noch als Radweg vorhanden, an die Bahnlinie nach Lana erinnern noch die vor sich hinrostende Eisenbrücke nahe dem Bahnhof Burgstall der Bozen-Meraner Bahn sowie eine E-Lok, die vor der Obstlagerhalle Lana als Denkmal aufgestellt wurde.

1963 stellte auch die Fleimstalbahn von Auer nach Predazzo den Verkehr ein, obwohl die Bahn in gutem Zustand war. Die Fahrzeiten waren sehr lang, da die Bahn den steilen Anstieg aus dem Etschtal auf den San-Lugano-Sattel in zahlreichen Serpentin bewältigen musste. Heute sind Teile der Trasse ein beliebter Wander- und Mountainbikeweg; die Fahrzeuge übersiedelten zu einer Lokalbahn nahe Genua, wo sie zum Teil heute noch in Betrieb stehen.

Die Dolomitenbahn Toblach – Cortina – Calalzo hatte zu den Olympischen Winterspielen 1956 in Cortina neue, hochmoderne Triebwagenzüge bekommen, dennoch kam bereits wenige Jahre später das Aus: Zunächst wurde der Nordabschnitt Toblach – Cortina, der die Grenze zwischen den Provinzen Bozen und Belluno überfuhr, aufgegeben, 1963 folgte der Restabschnitt ins PIAVETAL, wo die Bahn Anschluss an die Züge der Staatsbahn hatte. Der Nordabschnitt ist heute ein Wanderweg, im Winter wird er als 32 km lange Langlaufloipe, die als eine der schönsten im Alpenraum gilt, benutzt. Aufmerksame Betrachter finden noch zahlreiche Brücken, Stützmauern und Tunnelportale, die an diese Bahnlinie erinnern.

1966 wurde die einzige Südtiroler Zahnradbahnstrecke eingestellt: Die Rittner Bahn gab die Stadtstrecke in Bozen sowie die Zahnstangenrampe nach Maria Himmelfahrt-Oberbozen auf. Die Steilstrecke wurde durch eine Seilschwebbahn, die zu den längsten der Welt zählt, ersetzt, seitdem fährt die Rittner Bahn nur mehr auf dem gleichnamigen Plateau von Maria Himmelfahrt über Ober-

bozen nach Klobenstein. Zumindest diese Strecke konnte inzwischen gesichert werden, obwohl auch sie jahrelang von der Einstellung bedroht war. Schließlich erkannte man den Wert der romantischen Bahnlinie für den Fremdenverkehr und somit versprüht die letzte Südtiroler Schmalspurbahn mit ihren bestens gepflegten Triebwagen aus der Zeit des Bahnbaues das fast unverfälschte Flair einer altösterreichischen Lokalbahn.

Die Vinschgaubahn, eine der längsten Südtiroler Lokalbahnen, hatte ein wechselvolles Schicksal. Nachdem ursprünglich die k. k. Staatsbahn den Betrieb geführt hatte, fiel die Bahn in den Verantwortungsbereich der Italienischen Staatsbahn. Nach über 40 Jahren Dampftrieb kamen die ersten Dieseltriebwagen in den Vinschgau, der Güterverkehr blieb eine Domäne der Dampfloks. Jahrzehntlang prägten die „Littorine“ genannten alturteilichen Dieseltriebwagen die Vinschgaubahn, erst in den 1970er Jahren wurden sie allmählich von moderneren Fahrzeugen abgelöst; auch die Güterzüge wurden von Dieselloks übernommen. Der schlechte Zustand der Gleisanlagen führte allerdings dazu, dass die Fahrgeschwindigkeit immer mehr reduziert werden musste, dadurch wurde die Fahrzeit erheblich länger. Immer mehr Pendler wanderten auf die parallel verkehrenden Buslinien ab. Aus diesem Grund stellte die Italienische Staatsbahn 1990 den Verkehr ein. Bis 1993 versuchten Eisenbahnfreunde, die Strecke mit Dampfbummelzügen zu erhalten, danach fiel die Vinschgaubahn endgültig in einen „Dornröschenschlaf“. Allerdings blieben die Bahnanlagen komplett erhalten, der überwucherte Bahndamm und die verrosteten Schranken boten seitdem einen traurigen Anblick.

Der ausufernde Autoverkehr, der auch den intensiven Busverkehr im Vinschgau immer mehr behinderte, gab den Ausschlag, dass sich die Südtiroler Landesregierung um die Bahnstrecke bemühte. Bei einem Referendum stimmten 1997 62 % der Vinschgauer Bevölkerung für die Erhaltung und Wiederinbetriebnahme der Bahn. Bereits 1998 begannen erste Vorarbeiten, aber erst 2001, nachdem die letzten bürokratischen Hürden gemeistert waren, konnte die völlige Erneue-

rung der Vinschgaubahn anlaufen. Gleise und Sicherungsanlagen mussten fast komplett neu gebaut werden, einige Brückenbauwerke wurden neu errichtet, andere, sowie die Tunnel, generalsaniert. Die Bahnhofsgebäude wurden liebevoll restauriert und zahlreiche Haltepunkte neu eingerichtet. Seit Mai 2005 steht die Vinschgaubahn mit hochmodernen, fahrgastfreundlichen Dieseltriebwagen wieder in Betrieb. Geführt wird sie vom „Südtiroler Autobusdienst“ (SAD). Gleichzeitig wurden die Buslinien aus den Seitentälern und von entlegenen Ortschaften an die Bahnhöfe herangeführt. Mittlerweile kann gesagt werden, dass die Wiederinbetriebnahme ein voller Erfolg war; der Fahrplan musste bereits verdichtet werden. Die Vinschgaubahn ist somit weit über die Grenzen Tirols hinaus ein Beispiel, wie eine brachliegende Eisenbahnstrecke wieder belebt werden kann.

Auch die letzte verbliebene Lokalbahn in Welschtirol (Trentino) erfuhr eine grundlegende Wandlung: Nachdem die altösterreichische Überlandstraßenbahn Trient – Malé mit ihrer Strecke, die zum Großteil auf der Staatsstraße bzw. an deren Rand trassiert war, immer mehr als Verkehrshindernis betrachtet wurde, ermöglichten in den 1950er Jahren Geldmittel von der italienischen Regierung aus Rom einen großzügigen Ausbau, der auf weiten Strecken ein kompletter Neubau war. Die gesamte Bahn wurde abseits der Straßen verlegt, große Kurvenradien ermöglichen Fahrgeschwindigkeiten bis zu 100 km/h. Die Schmalspur von 1000 mm wurde beibehalten. In den 1960er Jahren beschaffte die Bahn neue, moderne Triebwagen, denen bis zur Gegenwart weitere folgten. 2003 gelang es, die Bahn über Malé hinaus bis Marilleva zu verlängern, wo sie unmittelbar bei der Seilbahn in ein großes Schigebiet endet.

Auch in Nordtirol verlief die Entwicklung der Lokalbahnen nicht einheitlich. Gemeinsam ist allerdings allen Strecken, dass sie mindestens einmal vor der Einstellung standen. Glücklicherweise wurde letztendlich nur eine Linie, die Lokalbahn Innsbruck – Hall i. T., besser bekannt als Straßenbahnlinie 4, nach 83 Jahren Betrieb 1974 eingestellt. Die Auflösung dieser Bahn, die mit ihren urtüm-

lichen Fahrzeugen bei der Bevölkerung sehr beliebt war, wird bis heute bedauert. Die beiden anderen Überlandlinien und die Stadtstraßenbahnlinien Innsbrucks hingegen konnten erhalten werden und bekamen modernere Fahrzeuge.

Das besondere Flair der Achenseebahn hingegen liegt darin, dass sie bis heute mit den Loks und Waggonen aus 1889 unterwegs ist und somit ein lebendes Museum darstellt. Die Bedeutung für den Tourismus steht mittlerweile außer Zweifel; die bestens gepflegten Züge erfreuen im Sommerhalbjahr ihre Benutzer.

Die benachbarte Zillertalbahn dagegen war schon seit 1930 eine der innovativsten österreichischen Schmalspurbahnen. Sie setzte die ersten Diesellokomotiven ein, beschaffte

schon früh leistungsfähige Dieselloks und führte als erste Lokalbahn den Zugfunk zur Erhöhung der Sicherheit ein. Daneben hat die Zillertalbahn für den Tourismus die Tradition der dampflokomotivbespannten Züge nie aufgegeben und beweist damit, dass Alt und Neu sich nicht ausschließen müssen.

Resümee:

Heute, im Jahre 2006, zeigt sich die Tiroler Lokalbahnlandschaft sehr vielseitig. Einerseits kann man bei manchen Bahnen das Flair der Gründerzeit erleben, andererseits haben sich viele Bahngesellschaften bemüht, oft mit bescheidenen Mitteln ihre Bahnen zu modernisieren. Auch für die nächsten Jahre gibt es zum Teil große Pläne.

Die Nonstalbahn ist zur Zeit gerade dabei,

ihren Fahrzeugbestand zu verjüngen: Neue Triebwagen mit flachen Einstiegen lösen die älteren Fahrzeuge ab, die in Zukunft vor allem im Winter mithelfen werden, den enormen Fahrgastandrang in die Schigebiete des Val di Sole, wie der obere Talabschnitt des Nonstals genannt wird, zu bewältigen. Die Verlängerung nach Fucine, dem nächsten größeren Ort, ist bereits im Planungsstadium. Die Zillertalbahn erhält in den nächsten Jahren neue Zugarnituren und zusätzliche Dieselloks, ab Ende 2007 ist geplant, den Halbstundentakt im Personenverkehr einzuführen. Dazu ist es notwendig, die Sicherungsanlagen zu erneuern und einige Streckenabschnitte zweigleisig auszubauen. Nur damit hofft man, den extremen Autoverkehr, vor allem an Wochenenden, etwas einzudämmen.



Fahrzeuge mehrerer Tiroler Lokalbahnen geben sich vor der Museumsremise des Localbahnmuseums in Innsbruck ein Stelldichein.

Foto: Ing. Walter Pramstaller/Sammlung Tiroler MuseumsBahnen



IVB: Ein moderner Dienstleistungsbetrieb geht mit der Zeit. Führt diese moderne Zugsgarnitur bald durch Innsbruck?

Auch die Innsbrucker Lokalbahnen (Mittelgebirgsbahn nach Igls und Stubaitalbahnen) erhalten, zusammen mit der Innsbrucker Straßenbahn, in den nächsten Jahren neue Fahrzeuge, die – vor allem aufgrund der niedrigen Einstiege – für die Fahrgäste eine wesentliche Komfortsteigerung bringen werden. Eine Ausweitung des Straßenbahnnetzes in die großen Neubauviertel im Westen und Osten von Innsbruck ist ebenfalls bereits in Planung.

Angesichts der Umweltbelastung im Ballungsraum von Bozen werden hier seit Jahren immer wieder Pläne für neue Straßenbahnlinien oder die Wiederinbetriebnahme der Überetscher Bahn zur Sprache gebracht. Ob und inwieweit sich diese Pläne verwirklichen lassen, wird sich zeigen. Hier rächt sich die

komplette Stilllegung der Lokalbahnen, in Bozen müsste man wieder bei „Stunde null“ anfangen, während man in Innsbruck auf vorhandene Bahnanlagen aufbauen kann.

Neben den Lokalbahnen, die selbst historische Fahrzeuge für touristische Zwecke einsetzen, sollte das „Localbahnmuseum“ der Tiroler MuseumsBahnen in Innsbruck-Wilten nicht unerwähnt bleiben. Ehrenamtliche Mitarbeiter dieses Vereins haben es sich zum Ziel gesetzt, die Localbahnen Tirols, egal ob eingestellt oder bestehend, in Wort und Bild darzustellen. Zudem besteht ein umfangreiches Archiv an Fotos, Büchern, Broschüren und Plänen, die das Tiroler Eisenbahnwesen dokumentieren. Vor allem aus dem Raum Innsbruck, aber auch aus Südtirol, werden über 25 Fahrzeuge bewahrt, die die Entwick-

lung der Localbahnen verdeutlichen. Ein großer Teil davon ist betriebsfähig und häufig auf den Strecken in und um Innsbruck anzutreffen, damit man die alten Fahrzeuge nicht nur bestaunen kann, sondern hautnah erfahren kann, wie unsere Ahnen mobil wurden.

Quellenangaben:

Heinersdorff, Richard: Die K. u. K. privilegierten Eisenbahnen der Österreichisch-Ungarischen Monarchie. Molden-Verlag, 1980
 Kreutz, Walter: Straßenbahnen, Seilbahnen und Busse von Innsbruck. Steiger-Verlag 1991
 Krobot, Slezak, Sternhart: Schmalspurig durch Österreich. Slezak-Verlag, 1975
 Canale, Andrea: Il treno in val Venosta. Editrice Trasporti su Rotaie (ETR), 2005
 Informationen aus dem Localbahnmuseum der Tiroler MuseumsBahnen, Innsbruck

Lichtpunkte

Ein „erhellender“ Streifzug durch Innsbrucks Beleuchtungsgeschichte

von Roland Kubanda

Seit jeher war es das Bedürfnis der Menschen, abseits der natürlichen Beleuchtung durch die Einwirkung der Sonne oder des Mondes, sich künstliche Lichtquellen zu schaffen: Sei es durch die Entdeckung des Feuers, um sich an brennenden Holzscheiten zu wärmen bzw. vor natürlichen Gefahren zu schützen; sei es durch heutige ausgeklügelte Lichtsysteme wie jenes in der Museumstraße, welches durch indirekte Ausleuchtung die „Nacht zum Tage“ macht.

Die Einflüsse der künstlichen Beleuchtung auf die Lebensgewohnheiten der Bevölkerung, die Auswirkungen des immer vorhandenen Lichtes auf das tägliche Leben, lassen sich aufgrund ihrer vielfältigen Verstrickungen kaum mehr nachvollziehen: Abendliche Freizeitgestaltung wurde durch künstliche Beleuchtung erst richtig möglich. Auf wirtschaftlichem Gebiet war die Produktion von Waren aller Art an keine Tageszeiten mehr gebunden: Es konnte im Schichtbetrieb rund

um die Uhr gearbeitet werden. Den Individual-, vor allem aber den Transitverkehr, in allen seinen Ausformungen und Auswüchsen würde es ohne die Möglichkeit, künstliches Licht zu erzeugen, nicht geben usw.

Die Möglichkeiten, die sich durch die Verwendung künstlicher Beleuchtung ergaben, bewirkten anfänglich einen krassen Gegensatz zwischen Stadt und Land, da Fortschritte in der Beleuchtung zuallererst in Städten eingeführt wurden und erst nach und nach auf Gemeinden und kleinere Ortschaften übergingen.

Die Anfänge der öffentlichen Beleuchtung Innsbrucks sind schwer zu fassen. Durch Vergleiche mit Städten in Italien und Deutschland darf man aber annehmen, dass die Anfänge einer Straßenbeleuchtung durch die Anbringung „ewiger Lichter“ an Heiligenbildern, vornehmlich solcher an Eckhäusern, zu suchen sind. Im 16. Jahrhundert sind für Innsbruck dann die ersten öffentlichen Pech-

pfannen belegt, welche spärlich angebracht einen schwachen Helligkeitsschimmer für die Gassen und Tore erzeugten. Interessant ist eine Mahnung des Stadtrates, der am 4. September 1544 bei Strafandrohung verlangte, „dass niemand aus der Bürgerschaft nach 9 Uhr abends ohne Licht sich blicken lasse“. Der Stadtrat forderte also von jeder Person ab dieser Uhrzeit, dass sie mit einer Fackel ausgerüstet durch die Straßen ging. Im weiteren Verlauf wurden 1830 Rapsöllampen eingeführt, welche probeweise auf mannshohen Pfählen, in engen Gassen als Hängelaternen, montiert wurden. 1850 wurden die Laternen durch Petroleum-Lichter ersetzt.

Eine Revolution in der Beleuchtung markierte die Errichtung des Gaswerkes an der Sill in Pradl durch den Augsburger Unternehmer Ludwig August Riedinger: Am 20. November 1859 lieferte das Gaswerk, welches Holzgas produzierte, erstmals Gas in die heutige Innenstadt und in die Altstadt. Die anfängli-



Innsbruck, Rennplatz mit Hofburg und Landestheater 1903. Schön zu sehen ist die Reihe der Straßenlaternen. Original im Stadtarchiv/Stadtmuseum, Sign. Ph-31.678

che Beleuchtung umfasste 206 Gaslaternen, wovon 80 bis 10 Uhr abends, 115 bis 1 Uhr nachts und 11 Laternen die ganze Nacht hindurch brannten.

Bemerkenswert ist, dass es vor der Einführung der Gasbeleuchtung der Innsbrucker Straßen schon ein ausgearbeitetes Projekt gegeben hat, das 1846 errichtete Nationaltheater (heute Landestheater) mit den neuartigen Beleuchtungsmitteln auszustatten. Nach umfangreichen Adaptierungsarbeiten konnte schon im Spätherbst 1859 das Nationaltheater wieder eröffnet werden und erstmals das neueingeleitete Gaslicht entzündet werden. Somit war das heutige Landestheater das erste öffentliche Gebäude, welches mit Gaslicht beleuchtet werden konnte.

Probleme hinsichtlich des Funktionierens der Gaslaternen bzw. Beschwerden über die oft unzureichende Ausleuchtung der Gassen und Straßen gab es immer wieder. Als Beispiel findet sich etwa eine kurze Notiz in den „Innsbrucker Nachrichten“ vom 30. Juli 1870. Ein sarkastischer, leicht zynischer Unterton in der Berichterstattung ist dabei nicht zu überhören:

„In der Landhausgasse wird vermalen an der Straße repariert und ist in Folge dessen Nachts die Hälfte derselben abgesperrt. Die Schranken zu sehen, fällt aber sehr schwer, wenn, wie bei den dermaligen stockfinstern Nächten von den in der Gasse befindlichen Laternen nur eine angezündet wird. Da durch diese Gasse auch Nachts viel gefahren wird, so wäre eine ordentliche Beleuchtung nur um so dringender geboten. Die Aufstellung einer Laterne in der Angerzellgasse am Eck des Bauplatzes wäre auch höchst notwendig, da die bisher bestandene Gaslaterne entfernt

wurde. Endlich ist eine Laterne in der obern Sillgasse schon seit einigen Tagen immer ohne den sogenannten Brenner geblieben, so daß das Gas frei aus den Röhren ausströmen konnte. Ein bißchen mehr Aufmerksamkeit auf die öffentliche Beleuchtung Seitens der zu ihrer Obhut bestellten Organe dürfte nicht überflüssig sein.“

Einen weiteren Meilenstein in der Beleuchtung bildete relativ kurze Zeit darauf die Errichtung von Elektrizitätswerken. 1888/89 erfolgte der Bau des Elektrizitätswerkes am Mühlauer Bach durch eine Privatfirma. Die Stadt Innsbruck kaufte dieses Werk am 31.10.1897 an und vergrößerte es in den folgenden zwei Jahren. Es wurden noch zwei weitere kleinere Elektrizitätswerke am Mühlauer Bach durch Privatfirmen errichtet: schon 1886 durch die Rauchmühle und 1892 durch die Lodenfabrik Baur. In den Jahren 1901 bis 1903 erfolgte der Bau des Sillwerkes, zum damaligen Zeitpunkt eines der größten Wasserkraft-Elektrizitätswerke Europas! Innsbruck war um diese Zeit hinsichtlich der elektrischen Versorgung bzw. der elektrischen Beleuchtungsverhältnisse im Vordergrund österreichischer Städte zu finden.

Seit der Eröffnung des Gaswerkes 1859 wurde kontinuierlich am Ausbau der Straßenbeleuchtung gearbeitet und diese sukzessive gesteigert, abgesehen von Kriegszeiten, wo öffentliche Lichtanlagen starke Zerstörungen erlitten. Betrachtet man die Statistik für den Zeitraum von 1937 bis 2000, so zeigt sich dieser Trend eindeutig: Waren es 1960 beispielsweise 3510 Straßenlampen, die in Innsbruck die Nacht erhellten, so konnte diese Zahl im Jahr 2000 mit 8904 Straßenlampen

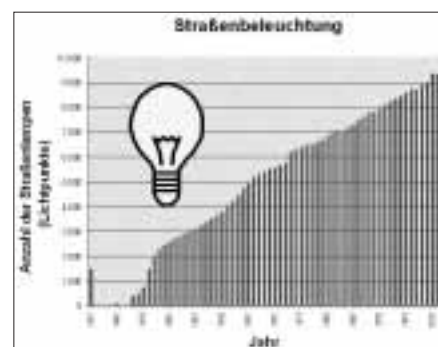


Diagramm: Straßenlampen in Innsbruck 1937–2003.
Eigene Zusammenstellung

mehr als verdoppelt werden. Rechnet man dies auf die Bevölkerungszahl Innsbrucks um, so wurden im Jahr 1960 rund 29 Personen von einer Straßenlampe „beleuchtet“, im Jahr 2000 mussten sich demgegenüber nur mehr rund 15 Personen eine Straßenlampe teilen.

Diese intensive Beleuchtung bringt aber auch ökologische Probleme mit sich, da durch das weiße Licht herkömmlicher Quecksilberdampflampen Schmetterlinge und Insekten angelockt werden und verbrennen. Derzeit gibt es in Innsbruck das Bestreben, die Straßenbeleuchtung schrittweise durch Natriumdampfhochdruck- bzw. Metaldampflampen zu ersetzen, welche gelblich leuchten und dem nächtlichen Massensterben Einhalt gebieten, was aber wiederum von manchen aus sicherheitstechnischen Erwägungen umstritten ist. Ein nächtlicher Spaziergang durch manche zentral gelegene Gegenden Innsbrucks ist tatsächlich wieder ein düsteres Abenteuer geworden, wie der Verfasser so manches Mal selbst erleben konnte.

Zwei Räder – eine Erfolgsgeschichte

von Gertraud Zeindl

Die ersten Fahrräder wurden im deutschen Sprachraum im 19. Jahrhundert als „Velociped“, die Fahrradfahrer als „Velocipedisten“ und das Fahrradwesen im Allgemeinen als „Velocipedistik“ bezeichnet. Der Name Velociped leitet sich vom französischen Wort „vélo“ = Rad ab und lässt sich wie folgt beschreiben: Es war ein Hochrad, bestehend aus einem Vorderrad mit einer Höhe von ca. 150 cm und einem Hinterrad mit einer maximalen Höhe von 60 cm.

Erste Berichte über das Velociped in Tirol tauchen in der Presse in den 50er Jahren des 19. Jahrhunderts auf. Es vergingen dann aber noch zehn Jahre, bis die ersten Fahrräder in Tirol ihre Verbreitung fanden und käuflich erwerbbar waren. Als einer der ersten Tiroler Radfahrer lässt sich der Bozner Heinrich Wachtler feststellen.¹ Er bestellte sich das erste mit Eisenreifen versehene Holzrad aus Augsburg. Aber auch in ganz Tirol hält das Fahrrad fast zur gleichen Zeit Einzug. So berichten die „Innsbrucker Nachrichten“ am 26. April 1869: „Auch Innsbruck hat endlich die vielbesprochenen Velocipedes erblickt. Am Samstag versuchten sich einige Herren mit mehreren von Herrn Peterlongo bestellten Velocipedes.“² Allerdings scheinen diese ersten Versuche nicht von allzu großem Erfolg gekrönt gewesen zu sein, da die Fahrtüchtigkeit der wagemutigen Herren in diesem Artikel angezweifelt wird. Auch wird das Erstaunen der Bevölkerung über das Velociped beschrieben und angemerkt, dass das richtige „Benehmen“ gegenüber dem Fahrzeug noch fehlt: „Gestern Nachmittags fuhren zwei Herren mit Velocipeds nach Wattens, aus dem Wirtshause, wo sie hielten, staunten natürlich alle dieses nie gesehene Fuhrwerk an, bis endlich der Hausknecht, der anfänglich nicht wußte, wie er sich zu benehmen habe sich refolvirte, und beide Velocipeds wie Pferde in den Stall führte.“³ Zu jener Zeit zollte man diesem modernen Fahrzeug in Tirol aber nicht nur Bewunderung, sondern man hegte auch Argwohn. So machten sich einige Droschkenkutscher einen Spaß daraus, die auf ihren Hochrädern etwas unsicheren Fahrer im Vorbeifahren anzurempeln und zum Sturz zu bringen. Dieses Fahrverhalten von Kutschern wurde in der Öffentlichkeit



Ein Radfahrer auf einem Dreirad 1888, StAI Ph-750

nur wenig kritisiert. Wohingegen durch Fahrräder verursachte Unfälle viel Staub aufwirbelten. Es gab sogar Bestrebungen, auf gesetzlicher Ebene das Fahrradfahren zu beschränken. Über solch einen Unfall mit tödlichem Ausgang wusste die Tiroler Presse am 10. September 1869 zu berichten: „Vor einigen Tagen begegneten zwei in einem sogenannten Vorspannwägelchen auf der Straße nach Zirl fahrende Fuhrleute zweien Velocipedisten, welche zu beiden Seiten des Weges an dem Gefährte vorüber eilten. Die Pferde des Letzteren wurden durch diese ungewohnte Erscheinung scheu und gingen durch, so daß die Fuhrleute aus dem Karren geschleudert wurden.“⁴

Vor allem in Innsbruck scheint das Fahrradfahren mit den größten Problemen verbunden gewesen zu sein. So wurde 1869 in Innsbruck eine Unterschriftensammlung vorgenommen, um das angestrebte Radfahrverbot zu unter-

stützen. Eine gesetzliche Verordnung gegen das Fahrradfahren im Innsbrucker Stadtgebiet wurde schlussendlich am 24. Oktober 1869 mit dem „Velocipède-Verbot“ auch wirklich ausgesprochen.⁵ Trotz dieses Verbots konnte der Siegeszug des Fahrrades weder in Innsbruck noch in Tirol aufgehalten werden. Die Nützlichkeit des Fahrzeuges überzeugte bald die Bevölkerung. Vor allem wurde die Schnelligkeit des Velocipeds bewundert: Mit großem Erstaunen empfing man 1875 in Innsbruck jene Velocipedisten, die in nur 13 Tagen die Strecke Paris – Wien zurückgelegt hatten. Mit solchen Leistungen wurden die vehementesten Kritiker überzeugt und auch das sieben Jahre lang währende Radfahrverbot in Innsbruck konnte nicht mehr aufrechterhalten werden. Am 17. Juli 1876 beschloss der Innsbrucker Gemeinderat das Fahren mit Velocipeden „unter gewissen durch die öffentliche Sicher-

heit gebotenen Beschränkungen im Stadtgebiete wieder“⁶ zu gestatten. Diese Beschränkungen bezogen sich zum Beispiel auf die Bestimmung, dass bezüglich der Fahrbefähigung eine Prüfung abgelegt und darüber eine Legitimation ausgestellt werden müsste. Weiters bezog sich diese Fahrordnung auf das Verhalten im Straßenverkehr. So wurde festgehalten, dass in den Straßen und auf den Plätzen Innsbrucks „eine gemässigte Geschwindigkeit einzuhalten“ sei, und zwar „wird die Kurbelbewegung im Schrittzeitmasse eines Fussgängers bezeichnet“.⁷ Paragraph sechs widmete sich dem Verhalten der Fahrradfahrer gegenüber anderen Verkehrsteilnehmern: „Sollten Zugthiere scheu werden,

hat der Radfahrer sofort abzustiegen.“⁸ Trotz dieser Einschränkungen konnte das Fahrradfahren in Innsbruck neben den ersten Tiroler Fahrradzentren Bozen und Meran an Verbreitung gewinnen. Dies stellte man in Innsbruck auch bald unter Beweis, indem sich hier 1883 unter dem Namen „Bicycle-Club“ ein erster Tiroler Fahrradverein begründete.⁹ Innerhalb kürzester Zeit bildeten sich weitere Radfahrvereine, wie 1885 der „Lienzer Radfahrer-Club“. Im selben Jahr konstituierte sich auch ein Verein in Telfs, 1886 in Kufstein, 1890 in Hall und 1894 in Brixen.

Schwierig war es damals in Tirol für Frauen, ein Fahrrad als Fortbewegungsmittel zu benutzen. Eine Frau auf einem Fahrrad wurde

lange Zeit als moralisch verwerflich und sittenlos bezeichnet. Dies war jedoch nicht nur in Tirol ein moralischer Disput, sondern auch in Frankreich benötigte eine Frau, die Rad fahren wollte, eine schriftliche Erlaubnis ihres Mannes. In Russland war sogar ein kaiserliches Patent vonnöten.¹⁰ Erst Ende des 19. Jahrhunderts übten vermehrt Frauen den Radsport aus. Vielleicht auch deshalb, da dem Radsport nun große gesundheitliche Bedeutung zugemessen wurde. In dieser Weise wurde das Radfahren in den „Innsbrucker Nachrichten“ vom 14. März 1890 angepriesen: „Das Radfahren hat seinen glänzendsten Wirkungskreis als Stärkungsmittel für Schwächlinge. Gehirn, Brust und Unterleibsorgane können beim Radfahren sehr viel gewinnen und die geistigen Kräfte bleiben nicht unbedacht.“¹¹ Man wollte diese Gesundheitsförderung wohl Frauen nicht mehr untersagen und fügte deshalb am Schluss dieser Lobeshymne auf das Radfahren an: „Dem anknüpfend wird mitgeteilt, daß im Radfahrer-Club ‚Union‘ in Innsbruck auch Damen als Mitglieder aufgenommen werden und daß dieser Club einen tüchtigen Fahrmeister besitzt, welcher auf jeder Gattung Zweirad, hoch oder nieder, sowie auch Dreirad und speziell Damen auf dem niedern Sicherheits-Zweirad, extra für Damen gebaut, so, daß dieselben in gewöhnlicher Straßentoilette fahren können, Unterricht erteilt.“¹² Wie hier berichtet, hat das Fahrrad schon Ende des 19. Jahrhunderts verschiedene Ausformungen und technische Entwicklungen erfahren und es war eine Hinwendung vom Velociped zum niederen Zweirad erfolgt.



Eine Radfahrerinnen mit Rad 1899, StAI KR/PL/K-783

¹ Vgl. Tiroler Tageszeitung, 22.05.1954, Nr. 117.

² Innsbrucker Nachrichten, 26.04.1869, Nr. 93.

³ Ebenda.

⁴ Innsbrucker Nachrichten, 10.09.1869, Nr. 206.

⁵ Vgl. Fahr-Ordnung des „Innsbrucker Bicycle-Club“, Innsbruck 1883.

⁶ Innsbrucker Nachrichten, 18.07.1876, Nr. 162.

⁷ Fahr-Ordnung des „Innsbrucker Bicycle-Club“, Innsbruck 1883.

⁸ Ebenda.

⁹ Vgl. Innsbrucker Nachrichten, 28.07.1883, Nr. 171.

¹⁰ Vgl. Tiroler Tageszeitung, 22.05.1954, Nr. 117.

¹¹ Innsbrucker Nachrichten, 14.03.1890, S. 7f.

¹² Ebenda, S. 8

ich fahre, also bin ich.

gedanken rund um ein statussymbol. essay

von armin mutschlechner zh

auf den ersten blick ist die materie einfach gestrickt. es dreht sich um personenkraftwagen, die vom „vermeintlichen besitzer“ (da geleast oder auf pump gekauft) oft und gerne zur schau gestellt werden. es wird ausgefahren, man stellt dar und drückt mitunter nicht ungern aufs gaspedal. jedoch wenn man die thematik rund ums liebkind auto genauer unter die lupe nimmt, eröffnet sich ein breiter themenkreis. nur PS, spoiler und chromfelgen wären trivial.

die beschleunigung

aber der reihe nach. zunächst eine rückblende zu den anfängen. mit dem eintreten der industriellen revolution hat unser lebensrhythmus einen anderen takt bekommen. die dampfkraft war vielen suspekt. heinrich heine oder johann wolfgang goethe brachten ihre skepsis zum ausdruck.

durch die beschleunigung von maschinenkräften würden junge menschen frühzeitig aufgekratzt. sie kreideten auch an, dass bahreisende nicht den duft von vorbeiziehenden obstwiesen genießen könnten. schließlich im 20. jahrhundert, im zuge der automobilisierung, explodierte der geschwindigkeitsrausch. erst seit ca. 80 jahren, mit dem modell „LAUBFROSCH“ von OPEL (1924), kann sich die breite masse ein auto leisten. zuvor war es ein fortbewegungsmittel für gutbetuchte. die nationalsozialisten waren vorreiter in der motorisierung europas und durch ihre „kraft-durch-freude-wagen“ („KdF-Produktion“) ließen sie endgültig ein ganzes volk von einem eigenen pkw träumen. nach dem weltkrieg war der siegeszug des personenkraftwagens mit dem VW-KÄFER nicht mehr aufzuhalten. mit ihm war endgültig die lanze für den individualverkehr gebrochen. er löste, in den 50ern des vorigen jahrhunderts, eine ungebremste reisewelle aus, die bis heute anhält.

rollender protest

die symbolkraft – in den ersten nachkriegsjahrzehnten – des VW-KÄFER haftet den „TRABANTEN“ (TRABI) der ehemaligen DDR noch heute an. ganz in eine andere kerbe schlägt dagegen CITROËN. der „2CV“ ist die leibhaftige verkörperung eines kult-



CITROËN 2CV anno 1952

autos, neben seinem kleinen bruder „DYANE“. die grundkonzepte beider einfachst-autos stammen aus den neunzehnhundert-30er-jahren und sie wurden bis 1990 („2CV“) bzw. 1983 („DYANE“) gebaut! die „ENTE“ gilt bis heute als ausdrucksmittel für rollenden protest gegenüber autofetischismus. klammer auf. das erste auto unseres landeshauptmannes dr. durnwalder war eine „ENTE“, und jenes des unterfertigten war eine „DYANE“. beide modelle hatten denselben luftgekühlten boxermotor und gut zwei dutzend pferdestärken unter der motorhaube. bei beiden autos ist der CITROËN-stil nicht zu verkennen, aber dennoch unterscheiden sie sich im äußeren. die „ENTE“ hat runde weibliche formen und die „DYANE“ hingegen ecken und kanten. eine diesbezügliche tiefenpsychologische „symbolanalyse“ der jeweiligen fahrzeughalter in bezug auf ihre autos wäre hochinteressant, würde aber zu weit führen.¹ klammer geschlossen.

paradoxe anblick

bis in unsere tage herauf haben es einige wenige autotypen zu einer zeitlosigkeit gebracht. sie haben nach jahrzehnten nichts an ihrer aussagekraft verloren und faszinieren ganze generationen. eines davon ist der PORSCHE 911, welcher seit 1963 mit einem unverkennbaren äußeren produziert wird. in der person von gottfried bechtold (* 1947), einem vorarlberger künstler, hielt der PORSCHE 911 einzug in die kunstwelt. am 10.

oktober 1971 hatte bechtold in der galerie krinzinger in bregenz den ersten BETON-PORSCHE als abguss seines eigenen fahrzeuges präsentiert. 2001 folgte der „CRASH-PORSCHE“, und zuletzt finalisiert bechtold seine jahrelange auseinandersetzung mit dem mythos auto und der idee der bewegung. die arbeiten von bechtold waren im herbst 2006 im kunsthaus bregenz zu sehen. monumentaler blickfang vor dem kunsthaus war das skulpturenensemble „elf elf“ (2006), welches aus elf betonabgüssen eines aktuellen prototyps der PORSCHE-911-SERIE besteht. die zu beton verwandelten objekte sind ein paradoxer anblick, da sie normalerweise für extreme geschwindigkeiten konzipiert sind. dazu gehört auch die skulptur eines PORSCHE-CARRERA-S-997-PROTOTYP, der als gussmodell für die betonporschese diente, in komprimierter form als resultat der verdichtung in einer schrottpresse.²

die konsumwelt

was die begrifflichkeit von „statussymbol“ angeht, so wird in der heutigen zeit alles über einen kamm geschert. statussymbole stehen für objekte, die den gesellschaftlichen stand oder sozialen status seines besitzers oder trägers zum ausdruck bringen. in der ursprünglichen bedeutung kann ein statussymbol nur erworben werden, wenn sein besitzer den entsprechenden status bereits besitzt, z. B. ein monarch. umgangssprachlich wird „statussymbol“ als synonym für „prestigeobjekt“



verwendet. statussymbole können auch dazu benutzt werden, sich den schein eines höheren oder niedrigeren status zu geben.³ ob nun statussymbol oder prestigeobjekt, der 0-8-fünfzehn „müller-und-meier“ möchte seinen status künstlich verändern. mit einem vor einem reihenhaus geparkten teuren auto will man aufzeigen, dass man gut verdient oder zumindest kreditwürdig ist. der „MERCEDES-KOMPRESSOR-FAHRER“ ist wer, obgleich ihm oft die vermeintliche kaufkraft fehlt. so geht es quer durch unsere konsumwelt. ob nun unterhaltungselektronik, fernreisen, klamotten oder sonst ein neumodischer plunder. ob alt oder jung, es gibt statussymbole, die es anscheinend braucht. für den jungspunt ist es der getunte und tiefergelegte „VW-GOLF GTI“, welcher sich mit den jahren zu einem VOLVO oder BMW wandelt. hingegen der börsenverwöhnte yuppie braucht immer die neueste kommunikationstechnik

und wenn's richtung fünfzig zugeht muss der komplette brockhaus ins wohnzimmer.

temporäusch

an oberster stelle der prestige-charts steht das auto. wenn's unterm arsch so richtig abgeht und der bleifuß das drehmoment des „16V-turbolader“ hochjagt, ist diese „good vibration“ eine adrenalinspritze für den organismus. dazu die passende musik und eine landstraße wird zur rennstrecke. zur nachtfinsterniszeit die kehren einer bergstraße hochjagen – im cd-player den film-soundtrack „lola rennt“ – kommt einem orgasmus gleich. wer's nicht glaubt soll's probieren. aber vorsicht, er gefährdet damit sein und das leben anderer! die körperlichen vorgänge beim temporäusch sind vergleichbar mit jenen von anderen abhängigkeitserkrankungen. einziger, aber entscheidender unterschied ist die todesrate. bei der legalen „droge“ PKW liegt

sie um ein vielfaches höher als bei allen illegalen substanzen zusammengezählt. im ranking davor rangieren noch die toten durch alkohol- und nikotinabusus.

„gib gummi“

die perversion zum quadrat, in bezug auf prestigeobjekt auto, findet alljährlich zu pfingsten am wörthersee statt. autofanatiker, vorzugsweise des typs „VW-GOLF GTI“ treffen sich mit ihren aufgemotzten karossen in reifnitz. angereist kommen sie aus ganz europa und noch weiter. drei tage power, fachsimpelei, titten, alkohol, unterhaltungsmusikschnulzen und „gummi, gummi“. die fanatiker „promenieren“ um den wörthersee und zahllose zaungäste am straßenrand verlangen: „gib gummi“. das heißt, dass die antriebsräder durchgeschliffen werden (bisweilen bis auf die radfelge), und dabei wird das auto von personen zurückgehalten. es





stinkt fürchterlich zum himmel und ist oben-drein gesetzlich verboten. auch in unseren breiten ist dieser „sport“ ein hit bei „VW-GOLF-AUDI-treffen“. regelmäßig trifft sich die lokale „fachwelt“ auch in südtirol. auf ihren karossen prangen schriften wie: „wolfsbürger waffenschmiede“, „street angels“, „asfaltjäger“ oder „highwaykämpfer“. das niveau solcher treffen kommt über bratwürste und bier, wahl des „tuning-girls“, „gib gummi“, „hau den opel“ oder „sexy-carwash“ nicht hinaus. aber ganz wichtig, es wird mit den aufgemotzten autos großgetan. vorwiegend ist diese klientel jung an jahren und kauft sich ihr prestigeobjekt auf pump. der letzte schrei sind OFFROAD-JEEPS. auf diese abgefahren sind meist gestandene mannsbilder. auch diese treffen sich in rudeln und matschen in schlammflöchern oder toben sich in steinbrüchen aus. als krönender abschluss philosophiert man bei bier. motto: „benzingespräche am lagerfeuer“.⁴

die schuldenfalle

die affenliebe auto, welche oft bereits mit der muttermilch aufgesogen wird, treibt immer mehr junge erwachsene in die schuldenfalle. heute ist es an der tagesordnung, dass das erste auto mit leasing oder mittels kredit erworben wird. kommt es zum totalschaden (auch unverschuldet), ist der finanzielle beibruch meist vorprogrammiert, denn der junge kreditnehmer hat noch andere verpflichtungen. die folgen des schuldenzyklus reichen bis hin zum evtl. sozialen abstieg im falle von ungeplantem nachwuchs, arbeitslosigkeit,

längerer krankheit oder trennung mit hohen scheidungskosten. die oberösterreichische schuldnerberatung spricht in diesem zusammenhang von mindestens 1500 jungen menschen – nur in oberösterreich –, die sich so ihr leben jährlich zerrütten.

frau am steuer

der zugang zum fahrbaren untersatz – von mann und frau – wurde in einer studie (hochschule niederrhein 2005) erhoben. natürlich kam heraus, dass männer das auto als statussymbol lieben, frauen hingegen schätzen den positiven erlebniswert. das ist der kleine unterschied. während männern ein großes, PS-starkes auto, aber auch die sicherheit ganz wichtig ist, schätzen frauen zwar auch schnelligkeit, daneben aber vor allem den günstigen unterhalt und viele kleine annehmlichkeiten der ausstattung, die die individualität unterstreichen. anachronistische männerwünsche nach viel PS bei gleichzeitig niedrigem verbrauch, so die studie, wurden ebenso häufig genannt wie der wunsch nach einem „markenaufstieg“.⁵ alle kennen wir das sprichwort: frau am steuer ... ungeheuer. dies trifft wohl im gleichen maße auch auf die männerwelt zu. es beruht auf vorurteilen, wobei ausnahmen immer die regel bestätigen. frauen fahren mitunter auch gerne große autos, wie den JEEP GRAND CHEROKEE. der massige offroader mit dem bärenstarken antrieb unter der haube ist eigentlich ein wagen für fahrer, die den camel-mann oder marlboro-cowboy in sich entdecken sollen. ein richtiges macho-auto, das vorwiegend

von frauen gefahren wird. sie werden aus ganz praktischen gründen von dem vermeintlichen männer-mobil angezogen: sie sitzen hoch, haben genügend platz und überblick, der motor ist nicht zu laut und das fahrzeug hat automatikgetriebe. das ding vermittelt sicherheit, und das gefällt den frauen.⁶ jedoch in der motorsportwelt glänzen die frauen meist als boxenluder, und nur wenige amazonen steigen selbst in ein cockpit, um der männerwelt den auspuff zu zeigen. exemplarisch seien drei power-frauen erwähnt: a) jutta kleinschmidt, welche bisher als einzige frau die rallye paris-dakar in der gesamtwertung gewonnen hat. sie ist weltweit die erfolgreichste motorsportfrau. b) die italienerin maria-teresa de fillipis. sie war 1958 die erste formel-1-fahrerin, die gleich auf anhieb einen zehnten platz einfuhr. c) und schließlich erika mann (tochter des schriftstellers thomas mann), welche in den neunzehnhundert-30er-jahren bei 10.000-km-rennen erfolgreich hinterm steuer saß.

„sexy-carwash“

die kombination von schönen automobilen mit ebensolchen frauen – meist langbeinig – stellt eine absurdität dar. ich kann mich zwar an beiden in getrennter form erfreuen, aber es will nicht in meinen kopf, dass frauen bei irgendwelchen automobil-events vor hochglanzpolitur posieren. sie stehen breitspurig da, schmolllippen, lange mähne und mit zwei airbags bestückt. diese frauen sehe ich als unnützen dekorativen blickfang. wer konnotiert schon frauen mit potenz bzw. pferdestär-



gottfried bechtold, PORSCHE-CARRERA-S-997-PROTOTYP, kunsthau bregenz, foto: Markus Tretter

ken? wahrscheinlich liegen die intentionen der automobilindustrie darin, die männerwelt ganz subtil unterschwellig an das wechsellspiel von kolben und zylinder zu erinnern. ne du, das kann mir gestohlen bleiben, wissend dass „frau“ potenz potent findet. ganz banal wird's, wenn silikonbrüste in knappen stoffsetzen mit dem hintern wackelnd sich im autowaschen versuchen. frau verspritzt unkoordiniert schaum über die karosserie und bekommt von den ringsum – in reih und glied – stehenden männern grölenden beifall. derartige hat keinen sexappeal, es ist nur eine billige nummer. ja, mir will auch dies nicht in den kopf, aber wahrscheinlich brauchen reizabgestumpfte PS-fanatiker derartige banalitäten, auf dass sie beim bloßen anblick von autos noch irgendetwas empfinden.

nachsatz

als anregungen seien noch erwähnt, dass es neben autos auch noch andere prestige-trends gibt. zunächst ist „stress“ weit verbreitet. mit welchem wir „wichtig sein“ assoziieren. auf der gleichen ebene steht eine stetige erreichbarkeit, wobei die dafür nötigen „handwerkszeuge“ handy und laptop inzwischen zum alltagsgegenstand geworden sind. hingegen stark im kommen ist das „google'n“, nach dem motto: sage mir ob und wo du bei google gelistet bist, und ich sage dir wer du bist! als respekt einflößendes prestigeobjekt ist noch der kampf hund zu erwähnen oder die zahnspange, die sich nicht jeder leisten kann. aber das benzin allemal!

quellen. literatur. tipps

- ¹ armin peter zh. südtirol ist bös. due razze e una faccia. subjektives sinn. essay 2005
 - ² Kunsthau Bregenz. Gottfried Bechtold. „Reine und gemischte Zustände“. 2006
 - ³ Wikipedia, die freie Enzyklopädie
 - ⁴ „2. Jeep-Treffen“. Flugzettel. Schabs 2005 5
 - ⁵ Hochschule Niederrhein, Kompetenzzentrum Frau und Auto
 - ⁶ Spiegel online, 10.12.2005
- Peter Borscheid. Das Tempo-Virus. Eine Kulturgeschichte der Beschleunigung. Campus Verlag, 2004
 - Jan Kuhlbrodt. Lexikon der Statussymbole. Kiepenheuer 2001
 - Schuldnerberatung der Caritas
e-mail: sb@caritas.bz.it

Von der Poesie in der Sprache, dem täglichen Buchstabengestrüpp und anderen Empfindlichkeiten

von Birgit Unterholzner

Der Schlüssel dreht sich im Postfach, das Geräusch bewirkt bei mir zweierlei: freudige Erwartung, vielleicht ein Brief, vielleicht eine Einladung, und gleichzeitig Schwere im Magen, wenn ich mir vorstelle, wie das Bedruckte aus der Luke quillt, wie es in Kürze Schreibtisch, Küchentisch, Teetisch, alle Ablagen in der Wohnung bedecken wird. Zettel, Bögen, Zeitungen.

Mit beiden Händen umfasse ich den Wulst. Würde ich einzelne Blätter auf dem Fußboden auslegen, aneinanderkleben, sie ergäben zwanzig Meter Lesestoff und mehr. Jeden Tag diese Papierschlängen in meinen Räumen. Lauter Wichtigkeiten, unabkömmlich.

Nachrichten auf dem Bildschirm lesen sich rascher, denke ich, schließlich *musst du* lesen, was dir so ins Haus kommt. Welche Befreiung, sobald die Papierlast durch meine Finger gleitet.

Mailen und chatten, am Arbeitsplatz, im Internet-Café, nebenher oder zwischendurch, im Netz hält man sich kurz, flott getippt und niemand erwartet wortreiche Reflexionen. Die moderne Kommunikationstechnologie setzt vor allem auf Schnelligkeit und Unmittelbarkeit, mit dem Regelwerk der Grammatik hudelt sie manchmal, was mit der Beschaffenheit des Mediums zusammenhängt. Beinahe hat sie dialogischen Charakter, Frage und Rückantwort sind innerhalb weniger Sekunden per Mausklick möglich.

Vor dem Bildschirm erneut Beklommenheit, diesmal unerwartet. Dazwischengelagerte, heimlich eingeschleuste, hinten drangehängte Dateien, auch sie wollen gelesen werden.

Jedes geschriebene Wort treibt sich irgendwo herum.

Du musst informiert sein, *alle* kultivierten Menschen *sollten* das, *du musst* dir eine Meinung bilden und eindeutige Positionen beziehen.

Ich versuche mich zu orientieren, kämpfe mich durch Mitteilungsberge, durch Zettelgehölz. Satzgeröll und Zeilenbrüche, Wortbrocken und Buchstabengewirr.

Drüberfliegen, weiterblättern, querlesen.

Telefon- und Stromrechnungen ziehen sich über mehrere Seiten, von Steuererklärungen ganz zu schweigen, meistens begreife ich weniger als Bahnhof. Gewichtiger Nominalstil, aha, man hat was zu sagen. Umständlich und geschraubt, der eine oder andere Amtschreiberling möge für die einfache und klare Ausdrucksweise doch bitte ein Kochbuch zu Rate ziehen.

Dann die Medien, Skandalgerüchte, Politikergeschwafel, Raubdelikte, Blutberichte, Ohnehaltartikel.

Um ein kultivierter Mensch zu sein ...

muss ich?, wirklich?

Überall diese Hirnparasiten. Schwarz auf weiß. Zu oft ungenau in Worte gefasst. Eine Geringschätzung der Leser.

Tag für Tag, Woche für Woche, Monat für Monat, mein Beiseiteschaffen, Wegschleppen, Ausmisten.

Dabei sehne ich mich nach Gedichten. Nach der Poesie in der Sprache.

Und zuweilen meine Genugtuung, wenn ich sie orte, zwischen gefalteten Zeitungsblättern: Inhalte, die eine Lektüre rechtfertigen.

Die Treppen laufe ich hinunter, den Gehsteig entlang, heutzutage haben alle Eile, pausenlos laufe ich der Sprache hinterher, Stunde um Stunde, schreibend und feilend, *Teile dir die Zeit ein und du wirst mehr davon haben*, heißt es in Lebensratgebern, auf Kalenderblättern.

Diese Manipulationen von außen, durch Schriftlichkeit, immer wissen andere, wie wir zu leben haben, nicht einmal in der Metzgerei sind wir sicher vor einer Weisheit, hängt sie doch schwarz auf gelbem Grund direkt über den Kalbsköpfen. Und ich muss das Fettgedruckte lesen, weil ich nicht anders kann, weil ich stüchtig bin nach Buchstaben, gierig und lesebesessen.

„Sprache ist (...) unser allerhöchstes Gut“,



Sprache und Denken hängen eng zusammen.

tönt es irgendwann am Nachmittag aus meinem CD-Player, „ohne Klarheit in der Sprache ist der Mensch nur ein Gartenzwerg“, die Berliner Popgruppe *Element Of Crime* schreibt Musik und Texte mit Sinn.

Dieser Vergleich mit einem Gartenzwerg, der rotbackig, munter und emsig sein Tagwerk verfolgt, macht mich jedes Mal lächeln, und ich denke, Sprache vermag mehr als Zwerge oder Riesen zu schaffen.

Endlich, mein Versinken in der Literatur, mein Abdriften in andere Wirklichkeiten. Flusskopfüber, verblühter Schnee und rot wie die Erde Afrikas. Arbeitend versuche ich so nah wie möglich ans Träumen heranzukommen. Der Prozess des Schreibens macht mich dünnhäutig, es regen sich meine Empfindlichkeiten, die zuweilen den Alltag zur Qual machen.

All das Geschreibsel und Geschwätz und Gewäsch.

Es ermüdet mich.

Die französische Schriftstellerin Marguerite Duras hielt in ihren Aufzeichnungen fest: „Wenn ich mich schlafen legte, verbarg ich mein Gesicht. Ich hatte Angst vor mir. Ich weiß nicht wieso, ich weiß nicht warum. (...) Alles schrieb im Haus, wenn ich schrieb. Das Schreiben war überall. Und wenn ich Freunde traf, erkannte ich sie mitunter kaum.“

Meine Phobie vor einer Existenz am Rande. Die andere Sprache, die ich im Schreiben zulasse, macht fremd. Sprache und Denken hängen eng zusammen.

Doch auch Sprache hat Grenzen. *Du musst* deine Weltfremdheit im Auge behalten, damit sie nicht eines Tages ausufert, und du als Schiffbrüchige endest.



Flusskopfüber, verblühter Schnee und rot wie die Erde Afrikas

Oft rette ich mich in die Mündlichkeit hinüber. Meine Versuche, mitzuschäkern und mitzureden und mitzuhalten. Ich zerstreue den Verdacht. Anpassung an die gängige Sprache und du wirst in Ruhe gelassen. Niemand fragt, Was hast du?, Irgendwie wirkst du anders ...? Später, die Gesellschaft unter sich, Ist ... sie komisch?

Meine Erleichterung darüber, dass ich verschiedene Sprachen mit mir herumtrage, dass ich sie wechseln kann, als handle es sich um Kleidungsstücke.

Schließlich muss ich leben. Überleben. In dieser Kultur der Alltäglichkeit.

Und am Ende die Frage: Könnten wir auf all die unverbindlichen Belanglosigkeiten in Zeitschriften, im Netz, in Büchern, auf den Spielplätzen und im Büro verzichten? Meistens.

Doch manchmal schenken sie ein unschätzbares Stück Leichtigkeit des Seins.

Vom hölzernen Schreibapparat zum elektronischen Typenrad.

von Jörg Thien

Das maschinelle Schreiben hat mehrere Väter, wobei der Tiroler Peter Mitterhofer wohl einen der bedeutendsten davon darstellt. Geboren am 20. Sept. 1822 in Partschins bei Meran, erlernte er bei seinem Vater das Handwerk eines Tischlers und Zimmermannes. Nach den damals üblichen Wanderjahren durch halb Europa kehrte er in seine Heimat zurück, um dem erlernten Beruf nachzugehen. Als geschickter und musikalischer Handwerker baute er einige selbstentworfenen Musikinstrumente. Darunter befand sich auch eine Art Xylophon, welches er aber, ähnlich wie beim Klavier, mit Tasten ausstattete. Es ist nicht überliefert, welcher Anlass ihn auf die Idee brachte, nun mit dem Gerät anstatt Töne zu erzeugen plötzlich Buchstaben aufs Papier zu bringen. Jedenfalls begann er 1864, sich intensiv mit dem Bau eines „Schreibapparates“, so lautete seine Bezeichnung, zu befassen.

Da ihm als geschicktem Tischler die Bearbeitung von verschiedenen Hölzern vertraut war, so ist es sicher nicht verwunderlich, dass er dabei auf den vertrauten Werkstoff zurückgriff. Bereits bei seinem ersten Modell verwirklichte er einige grundlegende Gedanken wie die kreisförmig angeordneten, hängenden Typenhebel sowie die dreireihige, gestaffelte Tastatur. Im Laufe der folgenden Jahre entstanden weitere, immer vielfach verbesserte Modelle, bei welchen er vermehrt zur Verwendung von Metall überging. Auch die anfangs verwendete „Stechschrift“, bei welcher die Buchstaben ins Papier gestochen wurden, musste der sichtbaren Schrift mit eingefärbten Buchdrucklettern weichen. Ebenso vom anfänglich verwendeten flachen Papierträger ging er in der Folge auf den Einsatz einer Schreibwalze über. Von den noch erhaltenen vier Modellen besaßen die beiden



Peter Mitterhofer: Erstes Modell

letzten sogar die Möglichkeit, Groß- und Kleinbuchstaben zu schreiben. Speziell das letzte Modell hätte auf Grund seiner ausgereiften Konstruktion, nach Überarbeitung durch erfahrene Fachleute im Maschinenbau als Grundlage für eine fabrikmäßige Erzeugung dienen können. Viele grundlegende Gedanken und Ausführungen Mitterhofers

fanden erst wesentlich später ihre Verwirklichung in der modernen Schreibmaschine. Die Zeit war damals noch nicht dafür reif und eine schöne Handschrift galt als unersetzlich. Peter Mitterhofer starb 1893 in Partschins. Es war ihm nicht vergönnt, die spätere Entwicklung seiner Idee zu erleben.

Als ein weiterer „Erfinder“ einer Schreibmaschine muss der dänische Pastor Rasmus Malling Hansen (1835 – 1890) genannt werden. Als Direktor einer Taubstummenschule in Kopenhagen suchte er nach Möglichkeiten, seinen Schützlingen das Leben zu erleichtern. Zu diesem Zweck konstruierte er eine Schreibmaschine mit halbkugelig angeordneten Tasten, welche man in der Folge deshalb



Die Malling-Hansen-Schreibkugeln

auch als „Schreibkugel“ bezeichnete. Bei dieser Konstruktion wurden die Typen direkt von den Tasten auf das Papier gedrückt. Durch die eigenartige Form der „Tastatur“ war ein schnelleres Schreiben allerdings nicht möglich. Trotzdem wurde die Maschine fabrikmäßig, wenn auch nur in sehr kleinem Rahmen, hergestellt. Auch in Wien errichtete man eine Produktionsstätte, welche aber keine große Bedeutung erlangte. Einige, wenige erhaltene Originale stellen heute gesuchte und teure Sammlerstücke dar. Vorhandene Unterlagen beweisen, dass der bekannte deutsche Philosoph Friedrich Nietzsche zu den Anwendern zählte.

Der Beginn der fabrikmäßigen Herstellung begann in Amerika, als drei geschickte Handwerker (Sholes, Glidden, Soulé) ihre Idee einer Schreibmaschine der Waffen- und Näh-



Remington Modell 7

maschinenfabrik Remington anboten. Bis zum Jahr 1873 wurden Verbesserungen und Änderungen durchgeführt, bis allmählich ein serienreifes Modell entstand und die Produktion beginnen konnte. Die Maschinen hatten noch allerlei technische Probleme. Auch der Preis von 125 Dollar stellt sich als Verkaufshindernis dar. Interessanterweise hatte auch die „Sholes & Glidden“, wie die spätere Remington anfänglich hieß, dieselbe hängende Typenhebelanordnung, welche vorher schon Mitterhofer verwendete. Gleich wie bei ihm waren anfänglich auch nur Großbuchstaben vorhanden. Ab dem Jahr 1880 stieg der Verkauf stetig an und erreichte in 10 Jahren über 60.000 Stück. Als großer Nachteil der Remington stellte sich der Unteraufschlag der Typenhebel heraus. Durch diese Konstruktion war die Schrift nicht sofort vollkommen sichtbar. Um die letzten Zeilen eines Textes zu überprüfen, musste der Wagen aufgeklappt werden. Diese Tatsache rief viele Erfinder auf den Plan, welche sich, mit teils abenteuerlichen Konstruktionen, um die sofort und vollständig sichtbare Schrift bemühten. Die besten davon gingen sogar in die Serienfertigung wie z. B. Yost, Blickensderfer, Hammond, Densmore, Caligraph und viele andere. Die geniale Lösung für dieses Problem fand der aus Deutschland in die USA ausgewanderte Mechaniker Franz Xaver Wagner. Geboren wurde er am 20. Mai 1837 bei Neuwied im Rheinland. Anfangs arbeitete er bei verschiedenen amerikanischen Schreibmaschinenherstellern und lernte dadurch die Schwächen der einzelnen Marken genau kennen. Im Laufe der Zeit fasste er den Plan, die beste Schreibmaschine zu ent-

wickeln. Zu diesem Zweck gründete er in New York eine eigene Firma, die „Wagner Typewriter Co“. Gemeinsam mit seinem Sohn Hermann entstand ein völlig neues Hebelgetriebe, welches zusammen mit dem Typenhebelsegment für viele Jahrzehnte Vorbildwirkung hatte. Seine vielen Patente und Herstellungsrechte übergab er dem Farbbandfabrikanten John Underwood. Dieser brachte die einzigartige Maschine unter dem Namen „Underwood“ auf den Markt. Die sofort sichtbare und exakte Schrift bedeutete



Underwood Modell 5

eine sehr ernste Konkurrenz für die bisher führende Remington, welche immer noch unsichtbar schreibende Modelle anbot. Der Absatz der Remington ging laufend zurück und die Underwood holte stark auf. Sie entwickelte sich weltweit zum Marktführer, galt als die schnellste Schreibmaschine überhaupt und wurde zum Prototyp des 20. Jahrhunderts. Viele andere Fabriken verwendeten die Patente und mussten teure Lizenzen erwerben. Die vermehrte Einführung von Langwagenmaschinen machte eine neue Art der Umschaltung auf Großbuchstaben notwendig. Bisher wurde zu diesem Zweck der Wagen in verschiedenen Richtungen bewegt, was größere Belastungen der Finger notwendig machte. Als Ausweg bot sich die Segment- oder Typenkorbumschaltung an, bei welcher keine großen Massen mehr zu bewegen waren. Die zusätzlich eingeführte Volltastatur mit über 80 Tasten erwies sich in der Praxis als unbrauchbar für das Zehnfiingersystem und verschwand daher bald wieder. Das System der Segmentumschaltung

entwickelte sich zum Standard bei den mechanischen Büroschreibmaschinen. Bei den kleinen, leichten Koffermaschinen blieb die Wagenumschaltung noch lange erhalten. Durch immer ausgefeiltere Konstruktionen sowie präzisere Fabrikationsmethoden erreichte man den wesentlich leichteren Gang der Maschinen. Nun konnten auch die zarten Frauenhände damit arbeiten. Die zunehmende Verwendung des elektrischen Stromes zum Antrieb von verschiedenen Maschinen führte fast zwangsläufig zu der Überlegung, auch die Schreibmaschinen elektrisch zu betreiben und so die Schreiberinnen zu entlasten. Diesbezügliche Versuche stellte bereits Malling Hansen (1875) bei seiner Schreibkugel an. Viele derartige Konstruktionen kamen über das Patentansuchen oder den Bau von Prototypen nicht hinaus. Etwas besser verhielt es sich bei der elektrisch angetriebenen „Blickensderfer“ (1902). Sie wurde in kleinen Stückzahlen in den USA produziert und auch in der Praxis verwendet. Ein kleiner Gleichstrommotor war rückwärts angebracht und musste auf 1000 Umdrehungen / min. einreguliert werden. Bei Störungen in der Stromversorgung konnte man die Maschine sogar auf Fußbetrieb umstellen. Mit dem Preis von \$ 125 sowie den vielen Problemen mit der damaligen Stromversorgung fand sie keinen großen Abnehmerkreis und verschwand bald wieder vom Markt. Wesentlich besser stand es da schon um die deutsche „Mercedes Electra“, welche bereits 1914 fast produktionsreif war. Der Ausbruch des Ersten Weltkrieges verhinderte zunächst die weiteren Arbeiten. Ab 1919 wurden die Vorbereitungsarbeiten wieder aufgenommen, um



Mercedes Electra



Electromatic

1921 endgültig mit der Serie zu beginnen. Die „Electra“ hatte fast dasselbe Aussehen wie eine normale „Mercedes“, nur an der rechten Seite war ein kleiner Anbau für den Motor vorgesehen. Die damals sehr uneinheitlichen Stromversorgungen erforderten eine leichte Austauschbarkeit des Motors. Neben Gleich- und Wechselstrom waren auch noch sehr unterschiedliche Spannungen (110, 125, 150, 220 Volt) sowie 50 oder 60 Hertz zu berücksichtigen. Das verbesserte Modell II kam 1927 auf den Markt und konnte mit wesentlichen Änderungen aufwarten. Es waren damit bis zu 20 !!! Durchschläge möglich. Beim Modell III (1933) legte man besonderen Wert auf die Geräuschdämmung. Die grundlegende Konstruktion stammte von Carl Schlüns und wurde bis nach dem Zweiten Weltkrieg beibehalten. Sie war eine der besten elektromechanischen Schreibmaschinen. Mit etwas Verspätung brachte auch die Firma Remington 1927 das Modell „Electric“ auf den amerikanischen Markt. Eine bis dahin unbekannte Firma brachte 1930 die „Electromatic“ in den Handel, welche nach Übernahme des Herstellers ab 1946 als „IBM Electric“ verkauft wurde. Einige Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges begannen viele bekannte Schreibmaschinenhersteller in Europa und den USA mit der Produktion von elektromechanischen Maschinen. Inzwischen waren die Probleme mit den unterschiedlichen Stromversorgungen geregelt worden. Auch die entsprechenden Motoren wurden immer kleiner und laufruhiger. Sie konnten nunmehr in die Maschinen vollkommen inte-

griert werden, was eine wesentliche Geräuschverminderung bedeutete. Der ruhige Lauf, der bessere Bedienungskomfort sowie die wesentlich günstigeren Preise trugen zur weiten Verbreitung dieses Maschinentyps bei. Das Segment mit den Typenhebeln sowie der bewegliche Wagen galten immer noch als Standard. Dies änderte sich schlagartig, als im Jahr 1961 der US-Konzern IBM weltweit die Kugelkopfschreibmaschine präsentierte. Es gab zwar schon wesentlich früher Maschinen mit Typenelementen (Walzen, Zylinder, Räder usw.), aber immer mit beweglichem Wagen (Papierträger). Die besonders raffi-



IBM Kugelkopfschreibmaschine

nierte Konstruktion war verbunden mit einem sehr ruhigen Lauf und einigen Feinheiten, welche bis dahin bei Schreibmaschinen unbekannt waren. IBM behielt sich weltweit den Vertrieb sowie den Service vor und konnte auf diesem Wege die sehr großen Entwicklungskosten wieder hereinbringen. Durch unzählige Patente geschützt war ein Nachbau unmöglich. Die anderen Hersteller mussten gänzlich neue Entwicklungsarbeit leisten und kamen doch nie an das Vorbild heran. Der Kugelkopf bedeutete praktisch das Ende der Typenhebel in den elektromechanischen Büroschreibmaschinen. Auch bei den Koffermaschinen brachten einige Hersteller entsprechende Modelle auf den Markt, aber der Erfolg war eher gering.

Ein völlig neuer Abschnitt begann mit der Einführung der Elektronik in der Büromaschinenindustrie. Die nunmehr „elektronischen“ Schreibmaschinen konnten mit allerlei bis dahin völlig unbekannten Einrichtungen auf-

warten. Ein eingebauter Halbleiterspeicher ermöglichte nun das Speichern und wieder Abrufen von ganzen Briefen sowie das nochmalige Ausdrucken nach erfolgten Korrekturen. Allerdings ließen sich die Texte anfangs noch nicht auf wechselbare Datenträger überspielen. Dies kam erst nach der Einführung der Diskette dazu. Auch ein kleiner Bildschirm oder ein Display vervollständigte bald den Bedienungskomfort. Da die Elektronik immer kleiner und leistungsfähiger wurde, so war das Ende des Kugelpfes, welcher relativ viel Mechanik benötigte, abzusehen. An seine Stelle trat nun das Typenrad, welches man direkt mittels eines Schrittmotors ansteuern kann. Die Schreibgeschwindigkeit



Typenradmaschine Canon QS 50

wurde auf 10 bis 20 Anschläge pro Sekunde erhöht und gleichzeitig das Geräusch stark verringert. Man begann nun die Maschinen in Einheiten aufzugliedern. Die Tastatur war beweglich geworden und nur mehr durch ein Kabel verbunden. Die Diskettenstationen waren extern in Boxen untergebracht. Das Schreibwerk wurde nun als Drucker bezeichnet und bekam automatische Blattzuführungen aufgesetzt. Eine entsprechende Schnittstelle mit Interface ermöglichte den Anschluss als Computerdrucker. Die ursprüngliche Form der kompakten Schreibmaschine war damit endgültig Vergangenheit, was aber den Service wesentlich erleichterte. Man entwickelte parallel zur Schreibmaschine sogenannte „Schreibsysteme“, welche bereits einfachere Textverarbeitungsprogramme besaßen. In einer kompakten Einheit waren der Drucker (Typenrad oder Tintenstrahl), ein Display, ein oder zwei Diskettenlaufwerke sowie die Zentraleinheit mit dem Programmspeicher unter-

gebracht. Die aufklappbare Tastatur vervollständigte die gesamte Einheit. Diese kompakten Geräte zählen nicht zu den Schreibmaschinen und waren trotz des ansehnlichen Preises weit verbreitet, hatten aber einen gravierenden Nachteil. Die Betriebssysteme der einzelnen Hersteller waren nicht kompatibel und daher der Diskettenaustausch unmöglich. Dieser Mangel verhalf dem PC mit einheitlichem DOS, Betriebssystem sowie wesentlich leistungsfähigeren Programmen zum Durchbruch bis in den privaten Bereich hinein. Die Verbreitung des Internets bedeutete das restlose Aus für die verschiedenen Ausführungen der Schreibsysteme, denn mit ihnen war ein Anschluss nicht machbar. Heute tauchen diese ehemals teuren Geräte, genau gleich wie die Kugelpf- und Typenradschreibmaschinen, noch bei Flohmärkten auf. Der Computer hat sich für jede Art von Textverarbeitung vollständig durchgesetzt und die Schreibmaschine nach fast 150 Jahren vollkommen ins Abseits gedrängt. Selbst in größeren Betrieben findet man fallweise nur mehr ein Exemplar zum schnellen Ausfüllen von Formularen. In den Schulen dienen Typenradmaschinen lediglich zum Erlernen des Zehnringersystems, um dann schneller am Computer arbeiten zu können. Nur im privaten Bereich sind manchmal noch mechanische Koffermaschinen im Einsatz. Der fehlende Kundendienst wird ihr Ende aber sicher beschleunigen. Um etwas Ordnung in die verschiedenen Arten von Schreibmaschinen zu bringen, wurden sie in Generationen eingeteilt. Als erste Generation bezeichnet man die rein mechanischen Maschinen in den unterschiedlichsten Ausführungen. Die zweite Generation umfasst alle mechanischen Typenhebelmaschinen, welche mit einem Elektromotor angetrieben werden. Sie heißen daher „elektromechanische Schreibmaschinen“. Als dritte Generation gelten alle Kugelpf-(Single-Element-)Maschinen der verschiedensten Hersteller. Auch hier treibt ein permanent laufender Elektromotor die Mechanik an. In die vierte Generation hat bereits die Elektronik mit dem Mikroprozessor ihren Einzug gehalten. Dieser steuert das Typenrad als Single Element sowie alle anderen Funktionen. Die fünfte Generation besitzt

ebenfalls einen Mikroprozessor, welcher aber ein nicht anschlagendes, daher geräuschloses Schreibwerk ansteuert (Tintenstrahl- oder Thermodruck). Der fehlende Anschlag verhindert die Anfertigung von Durchschlägen wodurch sich dieses System bei Schreibmaschinen nicht bewährt hat und deshalb wieder vom Markt verschwand. Im alltäglichen Sprachgebrauch werden alle Maschinen, welche einen Stromanschluss benötigen, sehr laienhaft als „elektrische Schreibmaschinen“ bezeichnet. Die wenigen derzeit im Handel angebotenen neuen Schreibmaschinen fallen alle in die vierte Generation und stammen aus dem Fernen Osten (Taiwan, China, Korea, Malaysia usw.). Rein mechanische Modelle werden noch in Indien und Mexiko gefertigt und kommen bei uns nur mehr auf Bestellung in den Fachhandel. Sie werden hauptsächlich in den Entwicklungsländern mit schlechter Stromversorgung und mangelhaftem Service verkauft.

Es war ein langer und mühsamer Weg vom ersten hölzernen Schreibapparat von Peter Mitterhofer bis zu den mikroprozessorgesteuerten Modellen. Etwas haben wir doch aus der Urzeit des maschinellen Schreibens übernommen, nämlich die Schnittstelle zwischen Mensch und Maschine, die uns liebgewordene, aber völlig unlogische Tastatur. Sie blieb uns trotz mehrfacher vergeblicher Verbesserungsversuche bis heute erhalten.

Anlässlich einer Führung durch das Schreibmaschinenmuseum der Marktgemeinde Wattens, in der Andrä-Angerer-Gasse, können alle Entwicklungsstufen des maschinellen Schreibens besichtigt werden.

Geöffnet: Montag bis Samstag 14.00 – 19.00 Uhr, Donnerstag 14.00 – 19.00 Uhr, Sonn- und Feiertag geschlossen, Gruppenführungen bei Anmeldung jederzeit möglich. Das Museum ist rollstuhlgerecht eingerichtet. Eintritt frei.

e-mail: schreibmaschinenmuseum@inode.at
homepage: <http://www.smm-wattens.tsn.at>
Jörg Thien – Büromaschinenmechanikermeister, Tschiggfreystraße 34,
Tel. 0512 272399, A-6020 Innsbruck

Erste Zeugnisse der Gitarre in Tirol: Die Gitarre im bürgerlichen und bäuerlichen Musikleben Tirols

von Stefan Hackl

Bekanntermaßen war und ist die Gitarre in besonderem Maße ein Instrument des Volkes, in ihrer gesamten Geschichte und in aller Welt – von den ersten schriftlichen Quellen in Spanien (*Poema de Alfonso Oncero*, um 1328) bis in die Gegenwart (in der angloamerikanischen Unterhaltungsmusik und in Lateinamerika). Ein großer Teil des Repertoires für die klassische Gitarre ist mehr oder weniger von folkloristischen Einflüssen geprägt.

Die vier- (später fünf-)chörigen, doppelt besaiteten Gitarren des 16. und 17. Jahrhunderts eroberten von Spanien aus Mitteleuropa und wurden auch im alpenländischen Raum volkstümliche Begleitinstrumente („zum Schrumpfen von Vilanellen und Lumpenliedern“ – Michael Praetorius, *Syntagma musicum* 1619). In großer Zahl enthalten die alten Lauten- und Gitarrentabulaturen aus dem österreichischen und süddeutschen Raum bodenständige Tänze, Gassenhauer und Intavolationen von Volksliedern (Judenkunic, Newsidler, Crauß u. v. a.).

Auch aus dem höfischen und bürgerlichen Leben Tirols im 17. Jahrhundert gibt es Dokumente über Gitarrenspiel: Der Haller Stadtschreiber Hippolyt Guarinoni berichtet 1610 von „Citaristen“, die zum Tanze aufspielen, in den Inventarlisten der Innsbrucker Hofburg waren etliche Gitarren, in den Gehaltslisten auch Gitarristen verzeichnet, und aus Annenberg in Südtirol schließlich stammt eine handschriftliche Gitarrentabulatur mit Tanzsätzen spanischer, französischer und italienischer Herkunft).

Das Saitenspiel war allgemein den fröhlichen Seiten des Lebens zugeordnet, das zeigen behördliche Verbote zu gewissen Zeiten, etwa nach dem Tode eines Herrschers.

Das 19. Jahrhundert

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts, als die doppelchörigen Lauteninstrumente im Zuge einer größeren Wandlung der gesamten Musikkultur (vom Barock zur Klassik, von den Fürstenhöfen zu den bürgerlichen Musikvereinen) von der Bildfläche verschwanden,



Rainer-Sänger

erhielt die Gitarre die bis heute übliche Stimmung. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts setzte europaweit eine wahre „Guitaromanie“ ein (so nannte der französische Gitarrist und Verleger Charles de Marescot eine seiner Editionen), und diese erfasste alle Bevölkerungsschichten. Die Gitarre war „beliebt, weil billig, (...) für leichte Dilettantenunterhaltung, namentlich im Freien, zweckdienlich und ergötzlich“ (aus Gustav Schillings *Musiklexikon* von 1836).

Eines der ersten und wichtigsten Zentren des Gitarrenspiels war Wien. Zu den Wegbereitern gehörten zwei Tiroler: Der aus Innsbruck stammende Leopold Neuhauser veröffentlichte um 1800 eine der ersten Schulen für die sechssaitige Gitarre mit einfachem Saitenbezug. Leonard de Call aus Eppan in Südtirol zählte zu den fruchtbarsten Komponisten für Gitarre-Kammermusik – er komponierte in den Jahren 1797 bis 1815 an die hundertvierzig Werke, die in ganz Europa Verbreitung fanden. Calls Markenzeichen ist flüssig geschriebene Unterhaltungsmusik ohne Tiefgang, oft mit eingängiger Melodik, reizenden Ideen, vor allem aber einem guten Verhältnis von Aufwand und Wirkung. In Wien kam auch der bekannteste Tiroler Komponist die-

ser Zeit, Johann Baptist Gänsbacher (1788–1844) mit der Gitarre in Kontakt, er verwendete sie in mehreren Kammermusikwerken und Liedern. Manches hat volksmusikalische Anklänge, so erzählt er z. B. in seiner Autobiographie *Denkwürdigkeiten aus meinem Leben* von einem Ständchen, einer „vierstimmigen mit Jodlen untermischten Scene mit Gitarrebegleitung“ und „Text in gemeiner Mundart“ (1818).

Die Geschwister Rainer und andere Gruppen hatten mit „Naturgesang“ und Gitarrenbegleitung europäische Konzertsäle erobert, in Amerika traten oft „Tyrolean Minstrels“ auf, die gar keine Tiroler waren. Die Gitarre war in ihren Konzerten nicht nur als Begleitinstrument zu hören, es wurden auch Gitarrenduette und -soli zum Besten gegeben, *Tyroler Ständchen*, *Tyrolean Waltzes* standen dabei neben Stücken von Johann Decker-Schenk und Eigenkompositionen wie *The French Revolution, a characteristic Fantasy for Guitar*. Von der Rolle der Gitarre im bürgerlichen und bäuerlichen Leben des 19. Jahrhunderts zeugen zahlreiche Abbildungen, Reiseberichte, Notenhandschriften und -drucke.

Die Wiedergeburt der Gitarre zur Jahrhundertwende

Die allgemeine Gitarre-Begeisterung ließ um die Mitte des 19. Jahrhunderts allmählich nach, und erst gegen Ende des Jahrhunderts setzte ein neuer Aufschwung ein, der seine Kraft nicht zuletzt der Volksmusik verdankte. Die deutsche „Wandervogelbewegung“ war sowohl für die steigende Popularität der Gitarre bzw. „Laute“¹ als auch das vermehrte Interesse am Volkslied mitverantwortlich. München und Augsburg waren neben Berlin die neuen Metropolen der Gitaristik, und wieder zählte ein Tiroler zu den Wegbereitern:

Alois Götz, geboren 1823 in Ischl, lebte ab 1860 als Oberförster in Reutte und ab 1880 in Innsbruck, wo er einen kleinen Kreis von Privatschülern aufbaute und schließlich hochbetagt im Jahre 1906 verstarb. Die Begegnung mit dem berühmten Wiener Gitarristen Leonhard Schulz, der noch die Hochblüte der Biedermeierära repräsentierte, regte ihn zu seiner *Neuen theoretisch-praktischen Reform-Gitarre-Schule* (Offenbach um 1900) an, mit



Alois Götz und sein Schüler Jakob Ortner, zwei wichtige Persönlichkeiten der Gitarre nicht nur in Tirol. Ortner spielt eine Gitarre des aus Pfaffenhofen stammenden Johann Fritz in der „Innsbrucker Form“, die von anderen Gitarrenbauern in aller Welt kopiert wurde.



Nach einem Konzert des spanischen Virtuosen Miguel Llobet (Mitte) am 24. 9. 1921 trafen sich prominente Tiroler Gitarristen im Hause der Familie Mahrholdt (Innsbruck): stehend Jakob Ortner mit Gattin Hermine Ortner-Lener (sitzend davor), im Vordergrund die Brüder Herbert und Erwin Mahrholdt und Lois Köll (rechts), hinten links Emil Winkler mit Gattin.

Foto: im Besitz von Ruth Meller, Innsbruck

der er sich einen großen Namen in der damaligen Gitarre-Welt erwarb. Volksmusik spielt in dieser Schule und auch im übrigen Schaffen von Götz eine wichtige Rolle (*Gisela-Polka*, *Jochprunellen*, *Alpenrosen*, *Tiroler Alpenlieder* u. a.).

Auch Götz' prominentester Schüler Jakob Ortner (geb. 1879 in Innsbruck, gest. 1959 in Payerbach), der als erster Professor für Gitarre im deutschsprachigen Raum in die Geschichte einging, hatte seine Wurzeln in der Volksmusik: Vor seiner Berufung an die Wiener Staatsakademie hatte er sich als Musiker an der legendären Exl-Bühne (gemeinsam mit dem bekannten Zillertaler Jodler Hans Maikl und später mit dem Haller Zitherspieler Franz Mayr) und als Begleiter der Nationalsängergruppe Egger-Rieser sein Brot verdient. Er konnte hervorragend Ländler und Märsche improvisieren, sein Begleitstil war von seltener Raffinesse. In der von ihm redigierten *Österreichischen Gitarre-Zeitschrift* (1926–1929) wurden der Volksmusik und der Volksliedbegleitung viel Platz eingeräumt.

Als der gebürtige Berliner Fritz Engel im Jahre 1923 nach Innsbruck kam, war dort bereits „die Gitarritis ausgebrochen“ – so die Auskunft der „Münchener Gitaristischen Vereinigung“ auf Engels Frage, ob er in Innsbruck mit der Gitarre ein Betätigungsfeld finden könne. In Innsbruck hatte sich um die Brüder Herbert und Erwin Mahrholdt und Lois Köll, den emsigen Organisator und Chronisten der Tiroler Gitarrenszenen, ein kleiner Zirkel gebildet, der immer wieder berühmte Gitarristen zu Konzerten einlud – Heinrich Albert aus München und die Spanier Miguel Llobet, Andres Segovia und Emilio Pujol. In ihrem Gefolge nahm das solistische Gitarrenspiel einen großen Aufschwung, und wenn man auch zeitweise mehr katalanische als alpenländische Weisen² hörte – die bodenständige Volksmusik wurde stets in Ehren gehalten. Man spielte auch Stücke für Gitarrenduo oder -trio, wobei oft auch die Terzgitarre (diese ist eine kleine Terz höher gestimmt) benutzt wurde.

Mit Fritz Engel wurde erstmals ein Gitarrenlehrer an die städtische Musikschule (Musik-

verein) verpflichtet, seine Aufbauarbeit dort und in der „Innsbrucker Gitarristischen Vereinigung“ muss hoch eingeschätzt werden. Als ein Handleiden den hervorragenden Gitarristen Fritz Engel zwang, das Üben stark einzuschränken, wandte er sich anderen Instrumenten und anderen Aufgaben zu (Offene Singstunden, Arbeitskreis Hausmusik). Was nach seiner Übersiedlung nach Reutte folgte, ist bekannt: Die Engel-Familie wurde zu Tirols musikalischem Botschafter Nr. 1 auf der ganzen Welt. Phänomenal, wie der gebürtige Berliner die musikalische Sprache seiner neuen Heimat und ihre Volksinstrumente erlernte! Engels volksmusikalisches Gitarrenspiel war zweifellos geprägt von seiner klassischen Ausbildung: in konsequentem mehrstimmigen Satz und technisch anspruchsvoll. Das pädagogische Wirken Fritz Engels hielt bis in die letzten Jahre an, und bis zuletzt spielte er täglich Gitarre, bis er im Herbst 2004 kurz vor seinem hundertsten Geburtstag einen Schlaganfall erlitt und wenige Wochen später verstarb.

Die „Gitarristische Vereinigung“ wandte sich, nach Engels Abgang in den 1930er Jahren unter der Leitung von Anton Hasslwanger,

noch stärker der Volks- und Hausmusik zu. In der Musikschule gehörten Volksmusikinstrumente erst seit der Nazizeit zum Lehrangebot. Gitarre unterrichteten zuerst G. Barthelmer, dann Peter Hornof (der bekannte Zitherspieler und Autor der ersten Raffele-Schule) und Friedl Hauser.

In Südtirol wurde während des Zweiten Weltkriegs, als zahlreiche Deutschsprachige für Auswanderung optierten und die Verbliebenen ihre Kultur aufgeben mussten, die Volksmusiktradition von deutschen Forschern im Auftrag der reichsdeutschen Kulturbehörde umfassend dokumentiert. In dieser wichtigen Sammlung von Alfred Quellmalz/Fritz Bose (Südtirol 1940–42) ist die Gitarre sehr häufig als Begleitinstrument und zweimal als Soloinstrument zu hören.

Von der Nachkriegszeit bis zur Gegenwart

Die wichtigsten Tiroler Gitarristen der Nachkriegszeit waren meist Schüler Fritz Engels: Arthur Reinisch, Thomas Rainer, Herbert Schletterer waren begeisterte Amateure, die neben ihrem Brotberuf Gitarre spielten und unterrichteten. Der Postbeamte Rainer inves-

tierte sein karges Salär fast zur Gänze in Gitarrennoten, der Techniker Schletterer sattelte schließlich um und wurde Gitarrenlehrer an der Lehrerbildungsanstalt (später Musisch-Pädagogisches Realgymnasium). Eine weitere wichtige Persönlichkeit der Gitarrenszene war die aus Deutschland (Württemberg) stammende Friedl Hauser – aus ihrem Schülerkreis stammten u. a. die hochbegabte Gerlinde Etschmann und Hermann Heinrich.

1958 wurde mit der Gründung des Konservatoriums Gustav Grassauer, der in Wien bei Karl Scheit studiert hatte, in den Lehrkörper geholt. Er machte dessen Methode und neue Editionen in Tirol bekannt und bildete bis 1989 eine ganze Reihe von Gitarristen und Lehrern aus, die später an Musikschulen im ganzen Land wirkten. Auch in mehreren privaten Musikschulen (Amareller, Krug, Strassl) wurde viel Gitarre, vor allem Populärmusik, unterrichtet.

Heute stehen wir, ausgelöst durch die (Elektro-)Gitarre als Kultinstrument der Popmusik, in einer dritten, bisher unübertroffenen „Guitaromanie“. Mit mehr als 2500 Schülern führt die Gitarre die neueste Musikschulstatistik Tirols an, dazu kommen mehr als drei Klassen am Tiroler Landeskonservatorium, eine an der Innsbrucker Mozarteum-Expositur, Gitarrenunterricht an höheren Schulen und an der Pädagogischen Akademie, an der Volkshochschule und viel Gitarrespiel außerhalb statistischer Erfassbarkeit.

Die Gitarre in der Volksmusik

In der Tiroler Volksmusik hat die Gitarre einen besonderen Stellenwert. Sie wird nicht nur zum Begleiten zum Gesang und in verschiedensten instrumentalen Besetzungen verwendet, man spielt sie gerne auch als Melodieinstrument im Gitarrenduo, -trio oder mit anderen Instrumenten (Zither, Hackbrett, Harmonika, Harfe). Bekannte Gruppen aus der jüngeren Vergangenheit sind das *Kirchbichler Gitarrenduo* und das *Duo Edenhauser*, in der Gegenwart die *Leukentaler Saitenmusik*, die *Südtiroler Eisenkeller-Musig* und die *Arlberger Gitarrenmusi*.



Friedl Hauser (im Dirndl sitzend) im Kreise ihrer Schüler und Schülerinnen, darunter Gerlinde Etschmann und Hermann Heinrich (hinten rechts mit Gitarre und Blumen in den Händen), die an diesem Abend als Solisten auftraten

Auch als Soloinstrument hat die Gitarre in Tirol eine besondere Tradition, nicht nur durch Fritz Engel. Nirgendwo sonst im alpenländischen Raum gab bzw. gibt es volksmusikalisches Melodiespiel auf der Gitarre in dieser Dichte. In jedem dritten Haus soll es in der Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg einen guten Gitarristen gegeben haben, erzählt etwa Alois Pletzer aus Aurach bei Kitzbühel.

Besonders im Tiroler Unterland verbreitet war die sogenannte „Zigeunerstimmung“ – auch „Melodiestimmung“, „freie Stimmung“, „Bauernstimmung“ etc. genannt. Man stimmte die Saiten so, dass man die Basssaiten nicht greifen brauchte – auf den beiden ersten wurde zweistimmig die Melodie (meist in Terzen und Sexten) gespielt, auf der leeren dritten Saite ein Nachschlag und auf den übrigen die Funktionsbässe.

Aus der Tatsache, dass die ältesten Gewährspersonen das Gitarrenspiel bereits in ihrer Kindheit von älteren Leuten erlernten, kann man schließen, dass die „Zigeunerstimmung“ zumindest an die hundert Jahre alt ist. Es ist aber denkbar, dass schon beim ersten Auftreten der Gitarre im Tiroler Unterland in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts Technik und Klangideal der älteren Zither adaptiert wurden („Zigeunerstimmung“ als „Urgitarre“, wie es Sepp Wörgötter aus St. Johann formuliert).

Heute sind nur mehr sehr wenige der alten Traditionsträger am Leben und in der Lage zu spielen, aber dank der in letzter Minute erfolgten Dokumentation ist diese originelle Spielweise für künftige Generationen festgehalten, und auch einige junge Musikant(innen) spielen wieder gerne in der alten Tiroler Stimmung.

Als Begleitinstrument hört man gelegentlich auch die Kontragitarre, besonders im Tiroler Unterland (z. B. Karl Rietzler, *Kirchbichler Gitarrenduo*), in der Innsbrucker Gegend (Duo *Mahrenberger/Cutic*, Alois Höpperger, Toni Gartlacher, Werner Morscher) und Südtirol (Burggrafenamt und Passeier).

Der Autor des Artikels ist interessiert an allen Dokumenten zur Geschichte der Gitarre in Tirol (Bilder, Noten, Instrumente, Schallplatten etc.) – Zuschriften bitte an die Redaktion.

¹ Die „Wandervogellaute“ ist in ihrer Form der historischen Laute nachempfunden, aber wie eine Gitarre besaitet und gestimmt.

² Gemeint sind die bis heute sehr populären Katalanischen Weisen von Miguel Llobet (Barcelona 1924).

CD-Tipp: 200 Jahre volksmusikalisches Gitarrenspiel in Tirol – CD-Dokumentation von Stefan Hackl

CD 1:

- Ersteinstrumente aus historischen Notendruckten und -manuskripten (Leopold Neuhauser, Leonard de Call, Wenzel Matiegka, Paul Schoner, Alois Götz, Josef Pöll)
- Historische Aufnahmen
(aus der Sammlung Quellmalz/Bose, von Fritz Engel, Sepp Ortner, Kirchbichler Gitarrenduo, Rittner Buabm)
- Aufnahmen von Gitarristen und Saitenmusikgruppen der Gegenwart (Leukentaler Saitenmusik, Brüder Unterhofer, Eisenkeller-Musig, Michael Haas, Achantaler Saitenmusik, Geschwister Troger, Zupf-Ziach-Zupf)
- Die Gitarre als Begleitinstrument (Berger/Fröhlich, Volksmusikquartett Schletterer, Geschwister Ehrenstrasser, Rittner Buabm, Kuenz Buam mit Sepp Ortner)

CD 2 (Multimedia-CD):

- Aufnahmen aus der Feldforschung zur „Zigeunerstimmung“
(Lois und Hermann Landegger, Hubert Marksteiner, Hermann Kluckner, Ernst König, Klara Knoll, Willi und Rudi Neuhauser, Josef Siedler, Maria Duftner, Rudi Mair, Sepp Hechenberger, Gitarrenduo Edenhauser, Stanis Moser, Sepp Wörgötter)
- Videobeispiele aus der Feldforschung
(Alois Wildauer, Hermann Landegger, Ernst König, Josef Siedler, Rosa Hörbiger, Sepp Hechenberger, Hans Meixner, Alois Orgler)
- Textdokumentation mit Bildern und Notenbeispielen

„In oaner Dur ...“

Gitarrenstückln in alter Tiroler Stimmung („Zigeunerstimmung“)
Maultrommelstückln vom Weerberg

Die CDs sind erhältlich beim

Tiroler Volksliedwerk/Tiroler Volksliedarchiv – Klostersgasse 6, 6020 Innsbruck, Tel./Fax 0043 (0)512 57 88 28
volkslied@tirolkultur.at – www.volkslied.at

Angewandte Kunst des täglichen Lebens: Die Entwicklung von Schloss und Schlüssel

Text: Martina Pall
Fotos: Edi Hofer

Im Jenbacher Museum läuft bis Ende des Jahres 2006 die Ausstellung „Prunkstücke“, eine außergewöhnliche Schau von Schlössern, Schlüsseln, Beschlägen und Kästchen, die aus der Sammlung Schell aus Graz stammen. Hanns Schell errichtete mitten in Graz einen großen Museumsneubau, wo auf 2500 m² Ausstellungsfläche mehr als 13.000 Objekte ausgestellt sind. Einige der schönsten Stücke wanderten nach Jenbach.

Schloss und Schlüssel dienen vorrangig einem Zweck: Schutz von Hab und Gut vor dem Zugriff durch Unbefugte. Schlösser entwickelten sich aus dem Zusammenspiel von technischer Erfindung mit handwerklichem Können. Die äußeren Formen der Schlösser oder Schlüssel wurden mit den Stilmerkmalen der jeweiligen Epoche verziert und dekoriert. Aber nicht nur die rein dekorative Form lässt Schlüsse auf das Entstehungsjahr zu, auch die technische Entwicklung bietet Hinweise zur Datierung.

Die drei Hauptschloss-Systeme, das Schubriegelschloss, das Fallriegelschloss und das Drehschloss, wurden epochenmäßig in ausgewählten Beispielen in Jenbach gezeigt. Zusätzlich wurde die Technik der Schlösser durch Zeichnungen erklärt und dargestellt.

Die Entwicklung der **Schlösser** ist natürlich untrennbar mit den passenden **Schlüsseln** verbunden. Schlüssel, von Truhen- oder Möbelschlössern, die keine „Schauseite“ haben, sind durch reich geschmückte Reiden (Schlüsselgriffe) erkennbar. Vom Bart des Schlüssels kann man auf das Schloss Rückschlüsse ziehen. Neben den Tür- und Möbelschlössern sind auch Vorhangschlösser ausgestellt. Unter all diesen Stücken befinden sich hervorragende Meister- und Gesellenstücke.

Die Hanns Schell Collection hoffte mit dieser Ausstellung im Jenbacher Museum, einen Teilbereich der angewandten Kunst des täglichen Lebens deutlicher in das Bewusstsein sowohl der Benutzer als auch der Museumsbesucher zu rücken. Ein gleichnamiger Katalog zur Ausstellung („Prunkstücke“) mit vielen Abbildungen und technischen Zeich-

nungen ist im Jenbacher Museum zu erwerben.

Ausgehend vom einfachen Schieberiegel oder dem Heberiegel, der außen an der Tür angebracht war, verlegte man das Schloss bald an die Innenseite der Tür. Von außen wurde der Riegel mit Hilfe des Hakenschlüssels auf- oder zugeschoben. Dazu musste der Riegel entweder Aussparungen oder Höcker haben, in die der Schlüssel eingreifen konnte.

Diese Schlösser wurden Griechische – oder Lakonische Schlösser genannt, sind aber mit großer Wahrscheinlichkeit eine keltische Erfindung („Keltische Schlüssel“), die mit der Völkerwanderung um 500 v. Chr. in den Mittelmeerraum gekommen ist.

Vor dieser Zeit verwendeten die Ägypter ein wesentlich komplizierteres Schloss, das Fallriegelschloss, bei dem ein Schlüssel, seitlich in das Schloss geführt, Sperrklötzchen („Fallen“) aus dem Schieberiegel hebt („Hakenschlüssel mit Zähnen“). Mit der Hand musste dann der Schieberiegel zur Seite geschoben werden. Die Hethiter verbesserten das Ägyptische Schloss, indem sie es an die Innenseite

der Türen verlegten und den Riegel mit einem Riemen verbanden, der nach außen führte und das Auf- und Zuziehen des Riegels ermöglichte.

Die Römer schließlich vollendeten das Werk der Entwicklung des Fallriegelschlusses. Der Schlüssel hebt nicht nur die Fallen an, er verschiebt auch den Riegel („Hebe-Schiebeschlüssel“). Das gesamte Schloss ist an der Innenseite der Tür angebracht, Schlüsselbleche verstärken das Schloss und dienen zugleich als Zierrat. Neben der Verbesserung der Fallriegelschlösser „erfanden“ die Römer das Drehschloss, das sie vor allem für Vorhangschlösser benutzten. Mit diesen Vorhangschlössern wurden vor allem Sklavenketten versperrt.

Die Zeit nach der Auflösung des Römischen Reiches, die sog. **Spätantike**, ist gekennzeichnet durch Drehschlüssel, die meist klein und aus Bronze sind. Hier finden sich Byzantinische, Merowingische und Karolingische Schlüssel.

Ab dem Jahr 1000 nach Christus spricht man von der **Romanik**. Als Schloss taucht das



Gothisches Truhenschloss

Foto: Toni Fung



Vorhangschloss – datiert 1549

Schnappschloss auf, die Schlüssel sind eiserne Volldorn-Dreh Schlüssel mit geometrisch durchbrochenen Bärten.

Das Schnappschloss („Altdeutsches Schnappschloss“) hat eine abgeschrägte Falle, die beim Zufallen der Tür durch den Schließkolben am Türstock zurückgeschoben und danach durch die Kraft einer Feder wieder herausgeschoben wird. So bleibt die Tür auch mit aufgesperrtem Schloss verschlossen.

Soll das Schloss mit dem Schlüssel zusätzlich versperrt werden, schiebt man mit dem Drehschlüssel einen nicht abgeschrägten Riegel in den Türstock.

Zur Zeit der **Gotik** (1200 bis 1450) wird der Schlosskasten trapezförmig und bei Türschlössern mit dem auffallenden gotischen Schlüsselfang versehen. Die Technik bediente sich häufig der Schnappschlösser oder der Überfallenschlösser, die bereits den Römern bekannt waren. Im Inneren der Schlösser finden sich

Spiralen zur Abwehr von bösen Geistern und Neidköpfe in Form von Drachen. Die Schlossplatten sind durchbrochen mit Maßwerk, Spitzbögen, Drei- und Vierpass sowie Fischblasen. Der Stulp wurde mit Distelranken geschmückt, der Umschweif kann „zinnenförmig“ ausgeschnitten sein. Auch Fallenköpfe, Federnabdeckungen und Studel werden



Schlüsselschild aus dem 16. Jh.

dekoriert. Die Schlüsselreide hat die Form einer Raute.

Die **Renaissance** (1450–1600) zeigt den charakteristischen kleeblattförmigen Umschweif der Schlosskästen, die Schlossdecke ist häufig mit Grottesken oder Vogelköpfen durchbrochen und teilweise mit Stoffen unterlegt.

Bei Türschlössern wird eine zusätzliche Sicherheit durch den sog. „Nachriegel“ erreicht, bei dem es sich um einen Riegel handelt, der von Hand zu betätigen und an der Innenseite der Tür angebracht ist. Der Schlüssel dreht sich im „Eingericht“, auch „Kapelle“ genannt. Darin sind die Reifbesatzungen eingelötet, die ein exaktes Gegenstück zu den Richtscheiben, Kulben und Vorstrichen im Schlüsselbart aufweisen müssen. Kapellen zählten als Teil der Handwerksprüfung der Schlosser und wurden bis ins 19. Jahrhundert in Handarbeit hergestellt.

In der Schlosstechnik gab es weitere Fortschritte, das Tourschloss („Französisches Schloss“), bei dem der Schlüssel einmal (eintourig) oder zweimal (zweitourig) gedreht wird. Dazu muss der Riegel Angriffe haben, in die der Schlüsselbart eingreift, um den Riegel zu verschieben. Bei Tourschlössern ist es möglich, den Schlüssel abzuziehen, ohne dass der Riegel wieder verschließt,

wie es bei den Altdeutschen Schnappschlössern der Fall ist.

Die Verbesserung wird durch eine Feder erreicht, die, unter Druck stehend, den Riegel festhält. Beim Drehen des Schlüssels wird zuerst die Zuhaltung angehoben und danach der Riegel verschoben. Schlüssel mit vollem Dorn konnten Schlösser von außen und von innen sperren, Hohldornschlüssel erlaubten keine beidseitigen Sperrungen.

Das Gegenteil der Schlösser mit schiebendem Riegel sind Schlösser mit hebendem Riegel – Mischformen sind am häufigsten. Die hebende Falle, als Vorläufer zur schiebenden Falle, wird durch den Drücker angehoben und fällt danach wieder in den Schließkloben des Türstockes zurück. Zusätzlich haben diese einfachen Schlösser („Mauskastenschlösser“) noch einen Schieberiegel, der mit einem Drehschlüssel gesperrt wird.

Mehr Sicherheit wird erreicht, indem man den Schlosskasten über den Schließkloben am Türschloss zieht und so überdeckt. Dieses Türschloss nennt man „Fürstenschloss“ oder „Überbautes Schloss“.

Eine häufige Verzierung auf Schlössern und Kassetten der Renaissance ist neben der Durchbruchtechnik die Ätzung mit Punkt- oder Perlengrund, gedrehten Tauen, Ranken, Jagdmotiven oder Pärchen in zeitgenössischen Trachten. Neben der Grotteske wird die Arabeske, Maureske und vor allem der Akanthus zum Hauptmotiv.

Schlüssel der Renaissance zeigen im alpenländischen Bereich eingerollte Voluten in der Reide, die sowohl nach innen als auch nach außen gerollt sein können. Das Gesenk ist einfach gerollt oder achteckig. Größtenteils verwendete man Hohldornschlüssel.

Schlüssel der französischen Renaissance sind durchwegs Stahlschnittschlüssel, die von Kunstschlossern geformt wurden. Grottesken, Chimäre, Delphine und Akanthusblätter bilden die grandiosen Reiden. Das Gesenk ist in Form von antiken Kapitellen geschnitten. Der Schaft wird dreieckig, in Kleeblattform, Lilienform oder Sternform gebohrt, der Bart

mit vielen Reifen, Vorstrichen und Mittelbrüchen versehen, die wiederum einfach oder doppelt gebogen, gerade oder schräg eingeschnitten sind. Diese Schlüssel wurden häufig nach den weit verbreiteten Vorlageblättern des Mathurin Jousse geschnitten.¹

Ein umlaufendes Rohr umgibt den Schaft, mit dessen Hilfe die geformten Schäfte im Schloss gesperrt werden können. Einfachere Schlüssel haben eine ovale Reide, die mit Herzen, Kreisen oder Rauten durchbrochen ist. Sie werden auch die Französischen „Braut-schlüssel“ genannt und sollen die Aussteuertruhe der Braut gesperrt haben.

In diese Epoche fallen auch die sogenannten „Venezianischen Schlüssel“, das sind Schlüssel, die in der Reide viele eingelötete, rosettenförmige Ornamente haben. Teilweise sitzt auf der Reide zusätzlich eine Öse, manchmal mit einer Krone geschmückt.

Eines der hervorragendsten Beispiele der Schlosserkunst sind mit Sicherheit die „Französischen Kammbartschlüssel“ oder „Laternengriffsschlüssel“, die vom 16. bis ins 18. Jahrhundert als Meisterstücke erzeugt wurden.

Schlossergesellen in Frankreich mussten laut den Statuten von Carl VI. aus dem Jahre 1411 einen solchen Kammbartschlüssel herstellen. Die wenigsten Durchbrüche im Bart waren sieben. Jene Gesellen, die keine Vorrechte bei der Erlangung der Meisterwürde hatten (Gesellen, die nicht in Paris gelernt hatten, Gesellen, die keine Söhne von Schlossermeistern waren), mussten zwischen 7 und 21 Durchbrüche fertigen. Dazu kam noch das Eingericht, in dem der Schlüssel gedreht werden musste.

Duhamel du Monceau schreibt dazu in seinem Werk „Die Schlosserkunst“, 1767:

„... Die Arbeit währte allemal sehr lange. Der Schlüssel und das Schloss waren dermaßen mit Zierrathen, durchbrochenen Oertern, Schnitzwerken und Charnieren beschweret, und mit einer so großen Anzahl von Zähnen und Vorstrichen versehen, die wie die Zähne an den Kämme eingestrichen waren, des-

gleichen mit Löchern, die überaus schwer zu bohren waren, dass ein fleißiger und geschickter Arbeiter über manchen Schlüssel ein halb Jahr machte: der Schlüssel und das Schloß zusammen beschäftigten ihn beynahe ein Jahr, und bisweilen so gar zwey Jahre.“²

Der deutsche Übersetzer Daniel Gottfried Schreiber schreibt in der Anmerkung:

„Man weiß noch, dass solche Candidaten des Meisterrechts, welche man auf diese und derselben ähnliche Art mit dem Meisterstücke gepeinigt hat, die Arbeit stehen gelassen haben, und aus Desparation davon gelaufen sind.“

Der sehr kritische Duhamel du Monceau schreibt über die Reiden der Laternengriffsschlüssel:

„Was die Figuren der Schlüssel anlangt, so waren sie überaus lächerlich ... statt der gewöhnlichen Räte hatten sie ein viereckiges Capital, woran vier scharfe Ecken waren, die nothwendig die Hand desjenigen verletzen mussten, der sie ein wenig unbehutsam angriff.“

Im **Barock** (1600–1760) wurden in der Technik der Schlösser keine wesentlichen Neuerungen mehr gemacht. Oft finden sich schießende und hebende Fallen in einem Schloss, bei großen Truhen kann das Riegelwerk bis zu 26 Riegel betragen.

Die Größe der Schlösser musste den vielen Riegeln und Fallen angepasst werden und konnte monumentale Ausmaße annehmen.

Als Ornamente finden sich Ranken, Muscheln und Bandlwerk, ab der Mitte des 17. Jahrhunderts auch das Knorpelwerk, die aber stets symmetrisch angeordnet sind. Auch der Umschweif der Schlösser gerät in Bewegung, das Schlossblech wird über den Umschweif hinausgezogen und reich durchbrochen. Ebenfalls durchbrochen, geätzt, gebläut oder graviert wird die dekorative Schlossdecke.

Bei den Schlüsseln regiert in Deutschland und Österreich die runde Reide mit schönem Gesenke.



Rokokoschlüssel

Das **Rokoko** (1730–80) verlässt die strenge Symmetrie des Barocks und gestaltet sowohl die Schlüsselreiden als auch die Schlosskästen unsymmetrisch und stark geschweift. Bedeutend bei Schlüsseln sind die Englischen Stahlschnittsschlüssel des 18. Jahrhunderts, die durch reiche Ornamente in der Reide, mehrfach profilierte Gesenke und erstmalig durch eine Kannelierung des Schaftes auffallen. Die meisten der Englischen Stahlschnittsschlüssel sind Volldornschlüssel und sicherlich Gesellen- oder Meisterstücke.

Dieser Überfülle an Ornamenten steuert der **Klassizismus** (1770–1830) entgegen, der für klare Linien und Formen steht. Die Dekoration sucht die Vorbilder in der griechischen und römischen Antike. Schloss- und Schlüsselformen werden vereinfacht, die industrielle Revolution sorgt für eine Normierung, um Produktionsabläufe rascher und effizienter abfolgen zu lassen. Die schnelle Herstellung billiger Schlösser wurde durch das starke städtische Wachstum erforderlich. Meister- und Gesellenstücke werden aber noch bis

zum Ende des 19. Jahrhunderts traditionell von Hand gefertigt.

In der Inneneinrichtung und bei Dekorationsformen ist während des Klassizismus in der Zeit zwischen 1805 und 1830 das **Empire** zu erwähnen, bei dem vor allem der griechische Stil als Vorbild galt und Vasen, Girlanden und Tempelformen die Dekoration beherrschten.

Von 1815 bis 1848 spricht man vom **Biedermeier**, das sich vor allem im Bürgertum großer Beliebtheit erfreute (im Gegensatz zum Empire, welches im Adel vorherrschte). Im Biedermeier liebte man Maschen, Säulen, Lorbeerschnüre und anderes mehr.

Thomas Hölzel schreibt im Jahre 1827 über die Schlösser des Klassizismus:

„In neuerer Zeit kehrt man gerade zur Antiquie in den meisten Geräthschaften zurück ... Man wird fragen ... wozu das Capital, wozu die Vase auf dem Schlosse? Wenn ... das Thor,

wie bei Leuten von Geschmack gewöhnlich, architectonisch verziert ist, so wird das ... gewiß nicht contrastieren, und Harmonie ist eine der ersten Anforderungen die der Geschmack an Gegenstände macht ...“³

1784 entwickelte Joseph Bramah das nach ihm benannte Bramah-Eingerichte, das bis zum Ende des 19. Jahrhunderts eine wichtige Rolle bei Sicherheitsschlössern spielte. Er bezog in seine Überlegungen nicht nur den Schlüsselbart oder den Riegel des Schlosses ein, sondern auch den Schaft des Schlüssels. 1818 erfand Jeremiah Chubb das Chubb-Schloss, dessen Grundprinzip auf das römische Schieberriegelschloss zurückgeht. Mehrere gezahnte Zuhaltungen steigern die Sicherheit dieses Schlosses, weswegen es in Gefängnissen und Erziehungsanstalten eingesetzt wurde.

Absolut sicher waren die Schlösser von Bramah und Chubb jedoch nicht. Als sie einen hohen Geldpreis für diejenigen aussetzten, die imstande waren, die Schlösser aufzusperren, bemühte sich der Amerikaner Alfred Charles Hobbs. Tatsächlich gelang es ihm, die bis dahin als sicher geltenden Schlösser zu knacken. Seine Aufsperrmethode, die nach ihm benannt ist, ist noch heute eine Prüfmethode für Sicherheit.

Der **Historismus** (1850–1890) wiederholte die Formsprache der Gotik, des Barocks und der Renaissance, ohne jedoch an den Geist der früheren Epochen anschließen zu können. Teilweise wirken die Objekte „kalt“ – das soll jedoch nicht von der großen Meisterleistung der Kunstschlosser und Schmiede ablenken, wenn man z. B. das Stück betrachtet.

Ein zeitgenössischer Architekt schrieb 1897 über die Ornamente der Industrieschlösser:

„Das Äussere ist von einer nicht zu überbietenden Schmucklosigkeit, soweit dasselbe überhaupt noch sichtbar gelassen wird. Der Schwerpunkt ist von der künstlerisch-formalen Seite auf die zwecklich-praktische verlegt worden. Dass es gut und sicher schliesse, ist alles, was man heutzutage von einem Schlosse zu verlangen pflegt.“⁴

Im **Jugendstil** erlebte die angewandte Kunst einen letzten Höhepunkt – obwohl Schloss und Schlüssel nicht zu den am häufigsten vorkommenden, dekorativen Objekten dieser Epoche zählen, zeigen zwei Stücke die typischen Jugendstilornamente: florale Elemente, Liniengebilde und Tierdarstellungen.

Das Schloss wandelte sich zum Einstemmschloss und verschwand in der Türfüllung. Mit ihm verschwanden auch sämtliche Dekorationsformen, die das Sammeln von Schlüsseln und Schlössern so reizvoll machen.

Symbolische Schlüssel

Witwer-, Sarg-, Reiner Gnaden- und Kammerherrenschlüssel, weiters Übergabe- und Erinnerungsschlüssel sowie Kellermeisterschlüssel, Schlüsselpistolen und Schlüsselpfeifen zählen zu den symbolischen Schlüsseln. Diese Arten sperren nicht wirkliche Schlösser, sondern stehen für ein Ereignis oder eine Begebenheit und zeigen, wie viel Symbolkraft im Schlüssel steckt.

Der Brauch, einen **Witwerschlüssel** an der Uhrkette zu tragen, war in Österreich und Süddeutschland verbreitet. Als Ausdruck der Schlüsselgewalt wurde der Braut nach der Hochzeit der Schlüssel zum Haus überreicht. Die Tradition zur Bekräftigung häuslicher Rechte hat seine Wurzeln bis in die römische Zeit. Wenn die Ehefrau verstarb und der Witwer die Schlüsselgewalt zurückbekam, trug er fortan einen kleinen silbernen Schlüssel an der Uhrkette. Die Reide und der Bart dieses filigranen Schlüssels sind mit Voluten geschmückt. Sah eine Frau den Witwerschlüssel an der Uhrkette baumeln, konnte sie sichergehen, dass dieser Mann die Schlüsselgewalt wieder abgeben wollte. Das Symbol des Witwerschlüssels steht sowohl als Ausdruck der Trauer als auch als Zeichen, die Schlüsselgewalt neu vergeben zu wollen.

Sargschlüssel wurden benutzt, um den Hinterbliebenen einen letzten Gruß des Verstorbenen zu überreichen. Symbolisch wurden Zinnsärge versperrt, die in einer Gruft standen. Die meist messing-gegossenen Schlüssel verwahrte man in kleinen Leder-



Englischer Stahlschnittschlüssel

etuis, auf denen in Goldlettern die Daten des Verstorbenen geprägt wurden.

Das Zisterzienserstift Rein bei Graz legt seit vielen Jahrhunderten kleine Schlüssel zum Verkauf auf. 1479 gestattete eine Bulle des Papstes Sixtus IV., dass am sog. „Weißen Sonntag“ (erster Sonntag nach Ostern) alle Gläubige die Kirche betreten und so einen vollkommenen Ablass gewinnen konnten. Sonst stand das Gotteshaus nur den Mönchen für Gottesdienste zur Verfügung, die Messen für das Volk wurden in einer Kapelle abgehalten. Wegen dieser Ablässe und Begünstigungen wurde der Weiße Sonntag dann allgemein der „Gnadensonntag“ (Dominica Gratiarum) genannt. Schlüssel, die an diesem Tag gesegnet und verteilt wurden, erhielten den Namen „Gnadenschlüssel“. Man befestigte sie an Rosenkränzen oder Kleidern und trug sie so ständig bei sich. Auch als Amulette gegen finstere Mächte, gegen Vergiftung, zur Erleichterung bei Geburtswehen oder als Mittel gegen die gefürchtete „Fraisen“, eine Art Fieberkrampf bei Kleinkindern, wurden die Reiner Gnadenschlüssel eingesetzt.

Beim **Kammerherrenschlüssel** wird der Schlüssel zum Bedeutungsträger. An der Spitze des fürstlichen Haushaltes stand der Kämmerer oder der Kammerherr. Seine Aufgaben waren vielfältig. Er hatte die Aufsicht über die königliche Schatzkammer, er wachte über Rüstungen, Waffen und Mobilien, hatte Zutritt zu den Prunkgemächern, überbrachte Nachrichten an fremde Höfe und vieles mehr. Bis zum Ende des 17. Jahrhunderts diente der Kammerherrenschlüssel noch tatsächlich zum Auf- und Zuschließen der fürstlichen Kammern und war aus Silber oder aus vergoldetem Eisen. Ursprünglich wurde der Schlüssel an einer schwarzen Schnur über der Schulter getragen, im 18. Jahrhundert und später dann, halb verdeckt von der goldenen



Kammerherrenschlüssel

Quast (Portepee), unter der Taillennaht des Hofkleides.⁵

Der Schlüssel entwickelte sich zu einem Symbol und zu einem Attribut, der mit viel Stolz getragen wurde.

Übergabe- und Erinnerungsschlüssel sind Schlüssel, die anlässlich einer Hauseinweihung oder -eröffnung entweder an den Hausherrn oder an einen großzügigen Spender übergeben werden. Die Übergabe von Erinnerungsschlüsseln ist besonders in England und Amerika üblich, wo einige Vereine oder Clubs Schlüssel an Ehrengäste oder Ehrenmitglieder vergeben. Alle diese Schlüssel zeichnen sich durch aufwändige Arbeit und reiche Details aus. Sie werden in schönen Etuis vergeben, die Daten und Namen des Anlasses sind eingraviert, manchmal werden

auch Porzellanmedaillons in die Reide eingesetzt.

Kellermeisterschlüssel besitzen anstatt der Reide einen kleinen Hammer, mit dem der Kellermeister die Weinfässer abklopfen konnte. Am Klang erkannte er, wie viel Wein sich noch im Fass befand, mit dem Schlüssel sperrte er den Weinkeller auf.

Schlüsselpistolen sind vermutlich Gesellen- oder Meisterstücke. Mit Hilfe dieser Pistolen konnte ein Schuss abgegeben werden – es dauerte allerdings sehr lange, bis der Schlüssel schussbereit war. Im täglichen Einsatz waren diese Stücke nicht tauglich und scheinen nur als Gesellen- oder Meisterstücke gemacht worden zu sein.

Die Pfeife in Schlüsselform diente zum Rauchen bei einem besonderen Anlass. Der Schlossergeselle konnte nach bestandener Gesellenprüfung einige Züge aus einer Pfeife tun, die die Form eines Schlüssels hatte.

Eine Sonderstellung hat der **Päpstliche Schlüssel** aus Bein. Diese Schlüssel wurden vom Papst verliehen und variieren nur in der Wahl der Materialien, nicht aber im Aussehen.

Weitere Beispiele von alltäglichen Gerätschaften in Form eines Schlüssels sind: Korkenzieher, Nähnadelbehälter, Geheimverstecke für Botschaften, Siegel oder Brandeisen.

¹ Jousse Mathurin: La Fidelle ouverture de l'art du serrurier. Erstauflage 1625, Reprint 1978

² Duhamel du Monceau, Seite 333

³ Thomas Hölzel, Beschreibung der Tafel 9

⁴ Thomas Krauth, Franz Sales Meyer, Seite 155

⁵ Will, Cornelia: Schlüssel, Kapitel 14
Velbert, Bestandskatalog Nr. 4, 1990

Weinlese

Ein Arbeitstag in der Landwirtschaft – das Wimmen

von Luis Walcher

Kurz vor sechs Uhr morgens klingelt der Wecker. Draußen ist es noch stockdunkel. Trotzdem heißt es aufstehen, das Wimmen steht an. Irgendwie der schönste und wichtigste Tag im Jahr eines Weinbauern. Es ist die Ernte jener Trauben, die man im Laufe des Jahres bei den verschiedensten Arbeitsabläufen begleitet hat. Und heute bei der Lese sieht man, ob die Qualität den eigenen Vorstellungen und jener der Genossenschaftskellerei entspricht.

Der Bauer holt frisches Brot beim Bäcker und frühstückt dann mit der Familie. Alle helfen heute mit. Danach beginnt jeder mit den letzten Arbeitsvorbereitungen für den Erntetag. Die großen Vorarbeiten sind bereits am Vortag erledigt worden, blitzblank stehen die Wimmenschüsseln, die Scheren und Reber in den jeweiligen Kisten bereit für den Arbeitsinsatz. Die Einweghandschuhe für die Frauen und auch für so manchen Mann dürfen nicht fehlen, die „Lagreinfarbe“ ist nun mal sehr intensiv und für Tage nicht von den Händen wegzubekommen.



Jungbauer und Tante bei der Traubenlese. Alt und Jung helfen bei der Ernte mit.

Foto: Luis Walcher



Es ist Erntezeit auch am Wegkreuz am Urbanhof, wo von einer Rebe genau über dem Wegkreuz Lagreintruben herunterhängen.

Foto: Luis Walcher

Nun kommen die ersten Wimmer, Verwandte und Freunde, viele helfen gerne mit, um die Ernte unter Dach und Fach zu bringen. Es ist kurz nach halb acht Uhr morgens, es kann endlich losgehen. Kühl ist es noch, aber mit dem schnellen und flinken Arbeiten wird allen sofort warm. Die Leute spielen sich gleich ein, es werden immer zwei Pergeln parallel gewimmt. In jeder Pergl steht ein Kistenwagen, wo die heruntergeschnittenen Trauben hineingeworfen werden können. Sobald die Kiste voll ist, wird sie abgekippt, und die nächste leere Kiste wird geladen. Die vollen Kisten werden dann mit dem Traktor auf den Anhänger geladen. Viel hat sich geändert in den letzten Jahren. Wo man früher die kleinen Schafflen verwendet hat, die alle händisch und mit großer Mühe in die großen Bottiche entleert werden mussten, haben heute die großen Plastikkisten und somit die Mechanisierung Einzug gehalten.

Die Trauben hängen schön herunter, kein Weimer ist „verhakelt“, das heißt irgendwie zwischen dem Draht und dem Rebholz einge-

klemmt. So geht das Wimmen entschieden schneller. Die Trauben werden im Laufe des Sommers bei den verschiedenen Qualitätsmaßnahmen immer wieder unter dem Rebholz und dem Laub mit der Hand herausgelöst, falls sie eingeklemmt sind. Eine große Vorarbeit zwar, die sich aber beim Wimmen positiv bemerkbar macht.

Die Männer schneiden die Trauben in der Höhe der Pergl herunter, die Frauen vorwiegend jene nahe am Rebstamm. Jeder eben in seiner Höhe, die er angenehm erreichen kann. Um neun Uhr wird Halbmittag gehalten, eine Stärkung nach altem Brauch, die aber bis auf den heutigen Tag nichts von ihrer Beliebtheit eingebüßt hat. Bei einem Glasl Wein oder Äpfelsaft rastet man kurz und isst vom Aufschnitt.

Unterdessen fährt der Bauer mit der ersten Traubenfuhr in die Genossenschaft. Wie viele Zuckergrade werden diese Trauben wohl haben? Nach dem „Stechen“ mit der geeichten Gradationsmaschine weiß er es genau und freut sich: 20,3° Klosterneuburger



Wimmen. Beim gemeinsamen Halbmittag unter der Pergl stärkt man sich.

Foto: Luis Walcher

Zuckergrade. Ein Spitzenwert. Voller Freude fährt er auf den Hof zurück, wo alle schon gespannt auf die Nachricht warten: die Bäuerin genauso wie die Söhne, die Tanten ebenso wie der Amtsdirektor, die Marketingspezialistin und die benachbarte Putzfrau, welche alle mithelfen. Die Arbeit geht dann bis Mittag immer gleich weiter, Kiste um Kiste wird gefüllt mit den süßen Trauben und Fuhre um Fuhre wird in die Genossenschaft geliefert. Um zwölf Uhr wird Mittag gegessen unter der Pergl, die Sonne scheint durch die Blätter, ein Traum von einem Herbsttag. Das Essen der Bäuerin ist wie immer gut, mit dem tradi-

tionell frisch gemachten Apfelstrudel zum Abschluss. Am Nachmittag wird dann das Wimmen fortgesetzt und gegen 18 Uhr hat man die letzte Traube heruntergeschnitten. Feierabend. Jeder spült mit Wasser Wimmsschüssel, Schere oder Reber, denn Sauberkeit ist beim Wimmen und beim Wein oberstes Gebot. Es dämmt, der Tag neigt sich dem Ende zu, die Arbeit ist getan.

Nun marenden alle miteinander, man lacht und freut sich über die hervorragende Ernte und den sonnigen Tag. Die Stimmung ist gut, die Wimmer sind zwar müde, weil die Arbeit

doch sehr anstrengend ist, aber die Freude über den gelungenen Tag steht allen ins Gesicht geschrieben. Morgen geht es mit dem Wimmen weiter.

Währenddessen keltern die beiden Söhne den Eigenbauwein ein, der Bauer kommt nach der Marenden dazu und hilft tatkräftig mit, vor allem mit seiner langjährigen Erfahrung. Es ist spät, so gegen 22 Uhr, wenn die Einkelterung beendet ist. Lang und streng war der Tag, und morgen, ja morgen geht es in diesem Rhythmus weiter. Bis die letzte Traube gelesen und die gesamte Ernte eingefahren ist.

Sommerfrische damals

Thomas Naupp: Sommerfrische und benediktinische Gastlichkeit am Achensee. Zwei Fiechter Prälaten als Pioniere des Fremdenverkehrs im 19. Jahrhundert, 100 Seiten mit 95 s/w-Abbildungen, 21 x 23 cm, Pappband, ISBN 3-85361-030-7, Verlag Edition Tirol, EURO 15,-

Seine um 36 Seiten erweiterte Neuauflage des seit Jahren vergriffenen Buches über die Sommerfrische und benediktinische Gastlichkeit am Achensee präsentierte der Fiechter Stiftsarchivar und Pfarrer, Pater Mag. Thomas Naupp stilgerecht am Achensee vor dem Achenseedampfer am Seespitz. In diesem Buch zeigt Pater Thomas Naupp die Entwicklung des Fremdenverkehrs und der modernen Schifffahrt am Achensee durch die



beiden weitsichtigen Benediktineräbte Pirmin Pockstaller und Albert Wildauer im 19. Jahrhundert auf. Dabei greift er vorwiegend auf Originalzitate aus zeitgenössischen Zeitungen zurück und bringt zahlreiche, bisher meist unveröffentlichte Bilddokumente aus dem Archiv der Benediktinerabtei St. Georgenberg-Fiecht. Die Rede ist von bengalischen Feuerwerken, einer Kaiserregatta, von den ersten Wasserclosets in den Hotels, von einem Bademeister, der nicht in Badehose, sondern in Anzug und Krawatte patrouillierte, und von einer Promischar, von der man heute nur noch träumen kann. Der Fiechter Prälat machte sogar selbst das Kapitänspatent, damit die Linienschifffahrt am Achensee ihren Betrieb aufnehmen konnte. Der Bau der Achenseezahnradbahn galt europaweit als technisches Bravourstück.



Das Hotel Scholastika und dessen Erbauer, Baumeister Matthäus Diechtl um 1885

Fußball 2006

Die Lust, gegen einen Ball zu treten

Text: Georg Mair

Es war der 21. Juni 1970. Es ist, in der Erinnerung, fast 26 Jahre danach, später Abend. Es ist das Endspiel der Fußball-Weltmeisterschaft in Mexiko, Brasilien gegen Italien. In der Stube des Nachbarn, der schon einen Fernseher hat, drängen sich lauter Männer. Sie jubeln, wenn Brasilien ein Tor erzielt. Sie hissen danach im Weinberg die deutsche Fahne. Man hält zu Deutschland.

Ich halte heute noch zu Deutschland. Das ist eine Prägung, die man nicht auslöschen kann. Das will ich auch gar nicht. Dafür muss man immer wieder rechtfertigen, der Fußball ist nicht nur ein Spiel, verlangt Bekenntnisse. Auch wenn es vielleicht nur darum geht, die Erinnerungen an die eigene Kindheit nicht auslöschen zu wollen.

Vier Jahre später, 1974, sitzen wir schon zu Hause vor dem Fernseher. Mit der Fußballweltmeisterschaft in Deutschland kommt das erste Fernsehgerät ins Haus. Ich weiß heute noch, wie Gerd Müller im Liegen das 2:1 für Deutschland im Endspiel gegen die Niederlande erzielte. Ich kann heute noch aus dem Gedächtnis die deutsche Mannschaftsaufstellung herbeten: Maier, Vogts, Schwarzenbeck, Beckenbauer, Breitner, Overath, Bonhof, Uli Hoeneß, Grabowski, Hoelzenbein, Gerd Müller. Das waren die Jahre, als man Fußball noch überall spielte, am liebsten gegen das Garagentor oder die Hausmauer, als noch nicht jedes Kind in einen Verein und in ein System gezwängt wurde. Ich war in der Pubertät, die Pickel im Gesicht demonstrieren hormonelle Veränderungen, aber es waren noch die Zeiten, als einem niemand erklärte, was das eigentlich war.

Der Fußball war etwas, das das Leben erleichterte. Man konnte zu Hause in seinem Zimmer sitzen und sich verrückte Turniere und Ergebnisse ausdenken. Er strukturierte die Zeiten im Knabenseminar, wo der Fußball in den Augen der geistlichen Herren willkommen war, um von anderen Lüsten abzulenken. Die Herren wussten nicht, dass auch der Fußball eine Lust und eine Sucht sein kann.

Ja der Fußball ist eine Lust, auch heute noch, man kann darüber reden und streiten, ohne zu befürchten, dass etwas zerbricht, er lässt die

Woche beginnen, mit dem Blick in die Sportseiten oder in die „Gazzetta dello Sport“ (glückliches Italien mit drei Sportzeitungen, die täglich erscheinen), er konditioniert die Samstage oder die Sonntage (der zwanghafte Blick ins Internet, um die Ergebnisse der deutschen Bundesliga oder der Serie A zu erfahren).

Wenn ein Fernseher herumsteht und Fußball zeigt, gibt es kein Auskommen mehr. Aber warum sollte man auch ohne Fußball auskommen wollen? Später, auf der Universität, lebte ich einer WG, in der man wie besessen „Trivial Pursuit“ spielte, ein Spiel für Leute mit Halbbildung oder für überdurchschnittliche Konsumenten von Fernsehserien oder Fußball. Man erregte Aufsehen, wenn man wusste, wer wann in welchem Fußballendspiel stand.

Im Johanneum, wo ich acht Jahre meines Lebens verbrachte, lernte ich das Lesen (auch wenn Autoren wie Schnitzler, Böll oder Brecht als anrüchig galten) und das Fußballspielen. Zuerst auf einem Asphaltplatz und dann auf einem holprigen Rasen. Dort brach ich mir mit nagelneuen Fußballschuhen von Adi Dassler am ersten Schultag – das war Mitte der 70er Jahre – der Oberschule das Schien- und Wadenbein (auch wenn ich es bis heute nicht genau weiß, weil niemand den italienischsprachigen Befund ins Deutsche übersetzen konnte).

Die Mitspieler lachten, der simuliert, höhnten sie, die Krankenschwester, eine Nonne, hieß mich mit dem verletzten Bein auftreten: Man brachte mich endlich ins Krankenhaus, verpasste mir einen Gips bis zum Knie, entfernte ihn wieder, gipste Unter- und Oberschenkel ein und verordnete mir zwei Monate Leben in der Horizontalen. Dass ich nicht Altgriechisch kann, daran ist der Fußball schuld, bis heute fehlen die Grundlagen. Nach zwei Monaten stellte ich mich mit einem linken Bein dünn wie ein Zahnstocher, wieder auf den Platz.

Wir spielten in jeder Pause, auch im Schnee. Der Fußball ließ die Zeit vergehen, er veredelte den stupiden Tagesablauf, blies Befehle ohne Begründung für Stunden aus dem Kopf. Ich kam heil durch meine weitere Fuß-

ballkarriere – mit einer Ausnahme: Ein gegnerischer Stürmer, der heute ein bekannter Südtiroler Dichter ist, traf mit dem Fußballschuh meine Nase. Die Male trug ich eine Zeit lang mit einem gewissen Stolz.

Danach kam im Wesentlichen die Zeit des Fußballs auf der Couch. Bis heute bleibe ich am TV-Fußball hängen. Unweigerlich. Einen Mittwoch im Monat frisst Champions-League – egal, wer gegen wen antritt. Aber am liebsten ist mir natürlich ein Spiel mit Bayern München – der Lieblingsverein setzt Emotionen frei, der Fußball ist ein Ventil. Der Fußball ist nicht immer friedlich, er dient auch anderen Zwecken, er ist heute ein Unternehmen. In Südtirol ist er Anlass oder Vorwand für nationalistische Kundgebungen. Als Italien im Sommer 2006 Fußball-Weltmeister wurde, eroberte das italienische Bozen das deutsche Bozen. Wenn der Fußball aus dem Alltag ausbricht, wenn er das Stadion oder das Wohnzimmer verlässt, besteht Gefahr für Leib und Seele.

Über Fußball kann man überall reden – heute auch mit Intellektuellen. An der Universität musste man vor 20 Jahren in gewissen Kreisen sein Interesse am Fußball verheimlichen, man war suspekt, in fortschrittlichen Kreisen war jemand, der sich für den Proletensport Fußball interessierte, ein Reaktionär. Damals war der Fußball noch ein Proletensport, heute ist er von gescheiterten Erklärern umzingelt und wer als Sportreporter beginnt und zwei gerade Sätze reden kann, ist zumindest im deutschen Fernsehen bald zu Höherem berufen. Die Lust, gegen einen Ball zu treten, ist noch immer groß. Auch wenn es weh tut, man muss aufpassen, sich nicht selber und anderen weh zu tun. Nach einem Spiel lahmt man für die ganze Woche. Man weiß, man wird es wieder tun, irgendwann.

Man kann das Verlangen nach Fußball nicht unterdrücken. Das Interesse wird ein Leben lang bleiben. Jetzt erklärt man seiner Tochter, was Abseits ist, liest noch immer am Montag die Zeitung von hinten, sucht sich im Urlaub einen Mega-Bildschirm. Wenn Fußball ist, ist es unmöglich, am Strand in der Sonne zu liegen.

Eine kleine Geschichte der Visitenkarte:

„Ich bin geknickt, Sie nicht anzutreffen“

von Roland Sila

Der Austausch von Visitenkarten gehört zum alltäglichen Leben des Menschen des 21. Jahrhunderts. Über 7,6 Millionen Seiten zeigt die Internet-Suchmaschine Google an, wenn nach dem Stichwort „Visitenkarten“ gesucht wird, 32 deutschsprachige Bücher versprechen in gedruckter Form Hilfe bei der Gestaltung. Auch hat das Wort bereits als Metapher in unseren Sprachgebrauch Einzug gehalten, der erste Eindruck einer Person oder Institution wird oft gleichlautend bezeichnet, so wie etwa die „Tiroler Tageszeitung“ 2005 die Volksschule Innere Stadt als „Visitenkarte für die Schulstadt Innsbruck“ bezeichnet hat. Gerade in beruflicher Hinsicht ist daher das kleine Stück Papier nicht mehr wegzudenken, dass es früher einmal in erster Linie bei Privatbesuchen verwendet wurde, wird aus dem heutigen Gebrauch nicht unbedingt sichtbar.

Bereits der Wortstamm „visiter“, aus dem Französischen für „besuchen“, weist darauf hin, dass es sich bei Visitenkarten um Besuchskarten handelt. Auch lässt sich daraus ablesen, dass dieses für viele unentbehrliche Requisite in Frankreich entstand, wo sich bereits im 17. Jahrhundert gestochene Karten nachweisen lassen. Allerdings war zu diesem Zeitpunkt die Gestaltung noch nicht so klar durch Format oder Technik vorgegeben, oft waren es nur Streifen mit Monogramm oder zerschnittene, signierte Tarockkarten, die als Besuchskarte verwendet wurden. Mit steigender Nachfrage und größerer Verbreitung quer durch Europa steigt auch die Ausstattung der Karten, die klassischen Modeströmungen unterliegen und je nach Zeit als Kupferstiche, Prägedrucke, Holzschnitte, Litho-

graphien zu finden sind. Auch im deutschsprachigen Raum finden sich zahlreiche Beispiele und besonders im 18. und Anfang 19. Jahrhundert zeigt sich eine große, auch künstlerische Vielfalt in der Ausfertigung. Da Mitte des 19. Jahrhunderts die Besuchskarten immer mehr als altmodisch gelten, braucht es einen neuen Impuls, der durch die künstlerisch gestalteten Karten der Jahrhundertwende (Jugendstil) eintritt. Diese zum Teil von bedeutenden Künstlern geschaffenen Objekte sind heute noch bedeutende Sammlerstücke. Erst in der 2. Hälfte des 20. Jahrhunderts verliert sich die Bedeutung der Visitenkarte als klassische Besuchskarte, die Verbreitung durch den in der Wirtschaft immer wichtigeren Austausch zwischen verschiedenen Partnern nimmt allerdings bis heute stark zu.

Finden wir heute fast nur Karten, die im Kleinformat gestaltet wurden, so war in der Vergangenheit die Größe der Karte auch Sinnbild für die Bedeutung des Besitzers. So durften in Deutschland Besuchskarten nicht größer als jene des Kaisers sein (12 x 8 cm).

Gründe für Besuche können und konnten natürlich unterschiedlicher Art sein. Hier wurde die Visitenkarte als funktionales Instrument gesehen, besonders wenn der Empfänger der Karte nicht anwesend war. So wurde je nach Art des Besuches eine der vier Ecken der Karte geknickt, der Gast äußerte sich also nicht nur mit dem Wunsch, den Empfänger der Karte zu sehen, sondern er übermittelte auch sofort, welcher Art sein Besuch sei. Auch wurde die Visitenkarte oft noch mit Abkürzungen versehen, die den Zweck des Besuches unterstreichen sollten. Folgende Arten von Besuchen wurden unterschieden:

- a) linkes unteres Eck wird umgeknickt:
Gratulationsbesuch, p.f. (pour féliciter)
- b) linkes oberes Eck wird umgeknickt:
Antritts- bzw. gewöhnlicher Besuch,
p.f.v. (pour faire visite = um Besuch zu machen)
- c) rechtes oberes Eck wird umgeknickt:
Abschiedsbesuch, p.p.c. (pour prendre congé = um Abschied zu nehmen)
- d) rechtes unteres Eck wird umgeknickt:
Kondolenzbesuch: p.c. (pour condoler)



Visitenkarte der Grafen Thurn und Taxis, Kupferstich von Leopold Denifle, 1798 (TLMF FB 11167)

Während sich der sehr nützliche Brauch, die Ecken zu knicken, verloren hat, so wurden die Abkürzungen bis vor wenigen Jahren noch häufig verwendet.

In Tirol entwickelt sich die Visitenkarte parallel zum übrigen deutschen Sprachraum, auch wenn die Häufigkeit aufgrund der kleineren adeligen bzw. bürgerlichen Schicht geringer ist. Trotzdem finden sich in der Bibliothek des Tiroler Landesmuseums Ferdinandeum zahlreiche Beispiele Tiroler Visitenkarten, eine Sammlung, die bis heute fortgeführt wird.

Im 20. Jahrhundert entwickeln auch Tiroler Unternehmen Konzepte, um mit der Produktion von Visitenkarten Geschäfte zu machen. So hat etwa die Buchdruckerei Gebrüder Scheran in Innsbruck in den 1950/60er Jahren eigens eine Broschüre mit dem Titel „Kleine Schriften für Visit- und Geschäftskarten, Verlobungs- und Vermählungsanzeigen, Briefe“ herausgebracht.

Auch wenn der geschäftliche Alltag heute vom Internet und E-Mail-Verkehr dominiert wird, die gute, alte Visitenkarte erfüllt immer noch ihre Funktion – und sie füllt die Geldtaschen von uns allen.



Visitenkarte der Gräfin Trapp, Kupferstich, Ende des 18. Jh. (TLMF W 5397/4)

Caligula und der Start in das Betonzeitalter

von Hermann Heinrich

Gaius Iulius Caesar Germanicus war von 37 bis 41 n. Chr. römischer Kaiser und Nachfolger des Tiberius. Die Geschichtsschreibung berichtet, dass er in einem Lager aufwuchs, später den Beinamen „Caligula“ erhielt, abgeleitet vom lateinischen Caligae, was so viel wie ‚Soldatenstiefelchen‘ bedeutet. Hier könnten wir die Ergänzung unseres römischen Geschichtswissens für beendet erklären, wenn nicht dieses ‚Soldatenstiefelchen‘, anfangs vom Volke geliebt, später gehasst und schlussendlich umgebracht, für seine Zeit baugeschichtlich etwas Interessantes hinterließ: Unter Caligula wurde in der Nähe von Neapel eine Mole aus Betonmauerwerk errichtet, ein Beweis dafür, dass bereits bei alten Kulturvölkern dieses künstliche Konglomeratsgestein für die Errichtung von Bauwerken verwendet wurde. Diese aus heutiger Sicht gesehenen Anfänge der „Betonbaukunst“ gerieten im Mittelalter in Vergessenheit und erwachten erst wieder zu Beginn des 19. Jahrhunderts zu neuem Leben. Ab diesem Zeitpunkt begann der unwahrscheinliche Siegeszug des Betons für eine neuzeitliche Bauart.



* * * * *

Das Bergisel-Skisprung-Stadion wurde vom Österreichischen Skiverband (ÖSV) errichtet und am 4. September 2002 eröffnet. Der Sprungturm trägt die Handschrift der Stararchitektin Zaha Hadid: Turmhöhe 50 m, Zuschauerplätze 28.000. Höchster Punkt ca. 250 m über Innsbruck. Das Stadion weist eine Frequenz von ca. 140.000 Besuchern pro Jahr auf. Zu den alltagskulturellen Gepflogenheiten zählt der Besuch eines guten Restaurants. Dem wurde Zaha Hadid gerecht, indem sie auf der Spitze des Sprungturms ein solches errichtete.



„Sie erinnert an einen Schwanenhals, der majestätisch und stolz über die Landeshauptstadt blickt. Sportliche Eleganz widerspiegelnd, sprungbereit, stets in der Versuchung, sich nach vorne zu neigen. Verneigung vor der Geschichte des Platzes, wo im Freiheitskampf 1809 unter Andreas Hofer Schlachten geschlagen wurden. Verneigung vor dem Mut der Springer, die die Stadt im Flug zu erobern scheinen. Verneigung vor der mächtigen Bergkulisse der Nordkette mit der saganumwobenen Frau Hitt.“

(Aus: 2007 architekT(O)UR tiroler VERSICHERUNG)

Bauen und Wohnen ist ein Urbedürfnis des Menschen. Man spricht von gewachsener Wohn- und Baukultur. Der Fortführung und Weiterentwicklung innovativen Bauens sind nach oben anscheinend keine Grenzen gesetzt. Die in den letzten Jahrzehnten erfolgten Entwicklungsschritte sind eng mit dem Werdegang eines Innsbrucker Bauingenieurs verbunden. Ohne seinen wissenschaftlichen Tatenrang und seinen unermüdlichen Einsatz in allen Bereichen der „Wunderwelt Beton“ hätte „Deutschland und darüber hinaus auch Europa niemals den heutigen Stand erreicht“, steht in einer Festschrift^{*)} der Universität Leipzig, die anlässlich der Verleihung der Ehrendoktorwürde an Prof. Horst Falkner, so sein Name, erschien. Der in Innsbruck geborene und in Wilten aufgewachsene Horst Falkner kann auf eine in sich geschlossene Karriereleiter blicken, die interessanterweise oftmals jene Fachkräfte auszeichnet, die außerhalb ihres Heimatlandes ihre Berufserfüllung suchen.

Sein Werdegang als Bauingenieur:

Univ.-Prof. Dr. Ing., Dr.-Ing. E.h. Horst Falkner, geb. 20. 04. 1939 in Innsbruck, Matura an der Realschule am Adolf-Pichler-Platz 1958, Studium des Bauingenieurwesens an der TH Graz (1959–1964, Diplomprüfung), Dissertation bei Prof. Dr. Leonhardt 1969 („Zur Frage der Rissbildung durch Eigen- und Zwangsspannungen infolge Temperatur in Stahlbetonbauteilen“), Gastprofessor an den Universitäten Waterloo und Toronto in Kanada, Rückkehr 1972, Leitender Ingenieur, später Partner im Ingenieurbüro Leonhardt und Andrä (Stuttgart), 1982 Prüfenieur und Honorarprofessor für Baustatik an der Fachhochschule Biberach, seit 1988 Professor für Massivbau an der TU Braunschweig und Direktor der Amtlichen Materialprüfanstalt für das Bauwesen (MPA), zahlreiche nationale und internationale Auszeichnungen, Verleihung der Ehrendoktorwürde der Universität Leipzig am 3. November 2005. Aus diesem Anlass erschien o. a. Festschrift. Die Redaktion der ‚Kulturberichte aus Tirol und Südtirol‘ ersuchte Professor Falkner, für ihre Leserinnen und Leser daraus einen Auszug zu bringen. Diesem Ersuchen kam Professor Falkner gerne nach.



Zu Besuch in seiner Heimatstadt: Gerda und Horst Falkner (rechts) mit Hermann Heinrich

^{*)} Festschrift anlässlich der Verleihung der Ehrendoktorwürde an Herrn Univ.-Prof. Dr.-Ing. Horst Falkner, Universität Leipzig, Institut für Massivbau und Baustofftechnologie, Univ.-Prof. Dr.-Ing. habil. Nguyen Viet Tue. November 2005, Eigenverlag.

Neugier und Technik

von Horst Falkner

„...wer neugierig ist, erfährt Dinge,
die er vermutlich nicht erfahren möchte“
(Martin Luther).

„Wer nicht neugierig ist, erfährt nichts“
(Johann Wolfgang von Goethe).

„Neugier – Trieb wie Hunger/Durst ...,
gilt für Mensch und Tier“
(Konrad Lorenz).

Neugier – positiv/negativ

Spätestens seit Konrad Lorenz, dem österreichischen Verhaltensforscher (1903–1989), ist wissenschaftlich belegt, dass die Neugier sowohl bei vielen Tieren als auch beim Menschen ein Naturtrieb ist, durchaus vergleichbar mit Hunger oder Durst, wobei es natürlich von Mensch zu Mensch unterschiedliche Intensitäten gibt. Auch die sprichwörtlich bekannte Neugier von Schwiegermüttern ist somit „a priori“ nicht als negativ einzustufen, sondern dient nur der Fürsorge und dem Wohl der entflohenen Nachkommen.

Neugier ist so alt wie die Menschheit selbst. Schon die ersten Menschen, Adam und Eva, waren neugierig und missachteten das Verbot, vom Baum der Erkenntnis zu essen. Der Mensch hatte die Folgen seiner Neugier zu tragen und wurde aus dem Paradies vertrieben. Das Streben nach Wissen ist dem Menschen angeboren. Aristoteles hält bereits in seinem Einleitungssatz zur Metaphysik fest: „Der Mensch ist neugierig“. Viel später meinte allerdings Martin Luther: „Wenn Du alles erfahren willst, wirst Du auch vieles hören, was Dir nicht lieb ist.“ Johann Wolfgang von Goethe war pragmatischer: „Wer nicht neugierig ist, erfährt nichts.“ Galileo Galilei, der Techniker: „Die Neugier steht immer an erster Stelle des Problems, das gelöst werden will.“ Man könnte mit vielen Zitaten zum Thema Neugier weitermachen. Seit dem Zeitalter der Technik wird die Neugier bzw. der Wissensdrang jedenfalls auch als Motor der Technik bezeichnet.

Nikolaus Kopernikus (1473–1543) war ein neugieriger, beobachtender und forschender Astronom, der einen jahrtausendealten Grundsatz zum Wanken brachte. Nicht das geozentrische Weltsystem mit der Erde als Mittelpunkt, sondern das heliozentrische mit



der Sonne als Mittelpunkt war seine neue Erkenntnis. In seinem Hauptwerk „Über die Kreisbewegungen der Himmelskörper“ hat er dieses, sein neues Wissen festgehalten und dem Papst gewidmet. Trotzdem wurde sein Werk sofort auf den Index gesetzt, das heißt auf kirchlichen Befehl eingezogen. Kopernikus verstarb kurz nach der Niederschrift und so blieb ihm vermutlich ein Inquisitionsprozess erspart.

Etwa ein Jahrhundert später begründete der Mathematiker, Philosoph und Physiker Galileo Galilei (1564–1642) mit seinen Untersuchungen zu Fall- und Wurfbewegungen die moderne Kinematik und betrieb mit einem selbst gebauten Fernrohr astronomische Forschungen. Als Astronom bestätigte er die kopernikanischen Vorstellungen zum Weltsystem und geriet dadurch wiederum in scharfen Gegensatz zur christlichen Lehre. Es war seine Neugierde – denn er setzte an die Stelle des „Warum“ die Frage nach dem „Wie“ eines Vorganges. In zwei Inquisitionsprozessen wurde er zuerst zum Schweigen und dann unter Folterandrohung zum Widerruf gezwungen. Er widerrief, jedoch angeblich mit dem legendären Ausspruch: „Und sie bewegt sich doch!“ Er blieb bis zu seinem Tod Gefangener der Inquisition. Erst über

300 Jahre später (1979) wurde Galilei von Papst Johannes Paul II. öffentlich rehabilitiert.

Dies sind nur zwei herausragende Beispiele, wie Neugier oder Fragen nach dem „Wie“ im Mittelalter noch mit Gewalt und konsequent bestraft wurden. Und all dies passierte erst vor wenigen Jahrhunderten!

Technik ohne Neugier?

Neugier und Technik, das Streben nach neuen Erkenntnissen, indem Fragen nach dem Warum, Wie, Wo, Weshalb, Wodurch gestellt werden, sind eine Einheit. War es am Anfang vielleicht Gott, dann die Kirche, so sind es heute eine Ethikkommission, die Politik, aber letztlich das persönliche Gewissen und die Moral, die entscheiden, wie intensiv Fragen und Prozesse vorangetrieben werden können und sollen. War das Schaf Dolly der Anfang, wo ist das Ende? Die Bautechnik scheint zunächst mit solchen Grenzfragen weniger Berührung zu haben.

Im Weltbild des beginnenden 21. Jahrhunderts sind es Fragen der Bio-, Gen-, Medizin- oder Atomtechnik, die so grundlegend sind, dass sich damit die schlauesten Köpfe und nicht zuletzt auch die Politik auseinandersetzen.

zen. Bei der Bautechnik scheinen die Fragen und Antworten zunächst sehr einfach: Wie sind die Materialgesetze, wie dauerhaft, wie robust, wie ist das Material bei statischer, dynamischer Beanspruchung, welchen Einfluss haben Temperatur und Feuchte? Wir – auch unsere „Häuslbauer“ – wissen, dass die beiden letzten Fragen oft schwierig zu beantworten sind.

Beim Bauwerk, der Konstruktion, werden solche Fragen schon komplexer. Welcher Beanspruchung kann ein Bauwerk widerstehen, wie sicher ist es, wie versagt es, warum so und nicht anders? Wir kennen gutmütiges, duktils und sprödes, plötzliches Versagen. Grundsätzliche Fragen entstehen bei ganz neuen oder großen Bauprojekten. Benötigt China den Staudamm am Jangtse? Ist es legitim, Millionen Menschen dafür umzusiedeln bzw. zu vertreiben? In Deutschland gibt es viele Gegner des Transrapid. Wozu ein neues, teures System, wenn wir doch den ICE haben? Auch gab es viele Gegner des Computers. Dieser wurde vom deutschen Bauingenieur Conrad Zuse 1936 zum ersten Mal entwickelt und gebaut. Der Erfolg und die Akzeptanz kamen erst über Japan und die USA nach Europa zurück und damit wieder nach Deutschland.

Kollege Heinz Duddeck stellte in seinem Beitrag „Welche Technik sollen wir wollen?“ zu Recht die Frage, ob wir am Anfang schon Bescheid über das Ende wissen sollten. Zitat: „Wussten Karl Benz 1886 oder später Henry Ford, dass 100 Jahre später 1,2 Millionen Menschen dem Auto zum Opfer fallen und noch einmal 35 Millionen Menschen Verletzungen davontragen würden?“ Immer wieder Fragen, ob Technikentwicklungen und Produkte so werden, wie es die Techniker ursprünglich wollten. Technik darf nicht dem freien Spiel der Märkte und dem Profitstreben überlassen werden. Technik hat ihre Unschuld verloren – der Mensch ist für die Technik verantwortlich. Technik soll mithelfen, die Verhältnisse, unter denen die Menschen auf dieser Erde leben müssen, zu verbessern. Dieses Verbessern kann und darf nicht kurzfristig und egoistisch, zum Beispiel durch Ausbeutung von Ressourcen, erfolgen,

sondern muss schonend oder neudeutsch als „sustainable process“ erfolgen. Die Technik ist an sich selbst neutral, sie vermag jedoch sowohl zu kriegerischen als auch zu friedlichen Zwecken herangezogen zu werden. Die richtige Einstellung zur Technik besteht darin, dass ihre großen Leistungen anerkannt und ihre negativen Auswirkungen verhindert werden sollten, ja müssen. Hier müssen Ethik und die Lehre vom rechten sittlichen Handeln eingreifen.

Die Tabelle über einige Eckpunkte der Geschichte der Technik zeigt, wie sich das Zeitrad der Technik zunächst ganz langsam, und seit der Erfindung des Papiers und der Dampfmaschine von James Watt im Jahre 1769 bis heute immer schneller dreht:

Technik	
600.000 v. Chr.	Geräte aus Knochen / Stein
350.000	Gebrauch von Feuer
8000	Ton und Lehm als Baumaterial
4000	Erfindung Rad
3000	Sonnenuhr
500	Windmühlen und Ruder-schiffe
100 n. Chr.	Papier
1445	Buchdruck (J. Gutenberg)
1769	Dampfmaschine (J. Watt)
1887	Dynamit (A. Nobel)
1936	Computer (C. Zuse)
1970	Taschenrechner
2005	Ecomobil – 11 Super für 5385 km

Bautechnik im 12. Jahrhundert

„Singende Steine“ von Fernand Pouillon ist der schöne Titel eines Buches, in dem über den Bau des Zisterzienserklosters Le Thoronet in der Provence berichtet wird. Baubeginn war das Jahr 1161, der 17. März, der Tag des heiligen Patrick. Schon nach wenigen Monaten wurden die ersten Außenmauern errichtet. Am 17. Juli, dem Tag des heiligen Alexis, kam es zu einem Streit zwischen dem Bauernmönch auf der einen und den Maurern und Steinmetzen auf der anderen Seite. Was war passiert? Die Handwerker waren dabei, eine Außenmauer des Klosters zu erstellen, der Baumeister kam hinzu, als die Maurer mit übermäßig viel Mörtel die etwas unregelmäßig behauenen Steine der Kirchenaußenmauer versetzen wollten.

Der Baumeistermönch war außer sich vor Wut, als er den vielen Mörtel und die grob behauenen Steine sah. Er meinte, es wüsste

doch jedes Kind, dass Steine widerstandsfähig sind und Wind und Wetter, Kälte und Hitze trotzen könnten, während der Mörtel schon bald brüchig wird und zerbröseln, wenn er den Unbilden der Natur ausgesetzt wird. Er verwies auf die Kunst von Persern, Ägyptern, Griechen und Römern, von denen man noch lernen könne, dass Mauern, die dauerhaft und widerstandsfähig sein sollten, nur mit gut behauenen Steinen und somit mit keinem oder nur ganz wenig Mörtel errichtet werden müssen. Er meinte, solches Mauern müsse man gar nicht lernen, sondern dies würde einem der Instinkt sagen, wie es richtig ist, so wie eben Bienen die richtige Form und Größe der Waben bauen oder Spinnen die Halte- und Strahlenfäden mit Kettfäden zu einem wunderbaren Verspannungsbauwerk zusammensetzen.

Die Vergleiche mit den kunstvollen Bauten der Natur brachten letztlich Baumeister und Handwerker wieder zusammen. Le Thoronet wurde nach den Plänen und den Vorgaben des Baumeistermönchs errichtet. Die Steine wurden ab sofort für Außenmauern sorgfältig bearbeitet, sodass nur eine dünne Mörtelschicht zu deren Verarbeitung notwendig wurde. Die Außenmauern wurden dabei robust und widerstandsfähig. Das Bauwerk zieht, wie unzählige andere großartige Bauwerke unserer Baumeistervorfahren, in aller Welt zahlreiche Neugierige an. Nur deshalb, weil damals Dauerhaftigkeit und Robustheit und somit Qualität als Grundmaßstab für das Bauen galten, können wir diese Bauwerke heute, Jahrhunderte oder Jahrtausende später, bewundern und dabei erscheint es uns oft, als ob die Zeit an ihnen spurlos vorbeigegangen ist.“

Bauwerksqualität heute

Betrachten wir zum Vergleich unsere heutigen Beton- oder Spannbetonbauwerke aus den 50er bis 70er Jahren des 20. Jahrhunderts, müssen wir zumindest bei einigen Bauwerken wegen schlechter Qualität gegenüber den Meistern der früheren Jahrhunderte erblassen. Als Autofahrer erleben wir im Alltag viele Baustellen. Nicht nur bei Brücken müssen wir ernsthaft fragen, ob hier nicht grundsätzliche Fehler begangen wurden, die

dazu führen, dass oft schon nach wenigen Jahren umfangreiche Sanierungen oder Auswechslungen an den Bauwerken erforderlich werden. Spätestens seit Ende der 80er Jahre wurde damit begonnen, bei der Konstruktion und dem Entwurf, aber auch bei der Berechnung umzusteuern mit dem Ziel, künftig Bauwerke herzustellen, die auch bei den heutigen Anforderungen und Beanspruchungen über viele Jahrzehnte dauerhaft und mit geringen Unterhaltungs-, Sanierungs- und Ertüchtigungsmaßnahmen genutzt werden können.

Am 2. Oktober 2005 konnte man im Fernsehen bei der „Sendung mit der Maus“ die Aus-

wertung von rund 80.000 Fragen von Kindern verfolgen. Was wollten die Kinder wissen: Warum ist der Himmel blau? Wie entsteht ein Regenbogen? Wie fliegen Flugzeuge? Was ist Strom? Wie kommt die Musik auf die CD? Warum ist die Banane krumm? Es war keine Bauingenieurfrage dabei. Bauen ist für Kinder eine Selbstverständlichkeit, denn Bauen mit Bauklötzen und Bauen von Sandburgen oder Baumhäusern kann man, ohne es gelernt zu haben. Alles, was man intuitiv und instinktiv von Natur aus kann, führt zu keiner Fragestellung. Natürlich war auch keine Frage der Medizin dabei. Dies ist selbstverständlich, denn warum soll ein Kind an Krankheit, Gebrechen oder Tod

denken, es gibt doch im jungen Leben Wichtigeres.

Neugier/Technik – Baukultur

Es ist schon interessant, wie stark die Baukultur als Symbol und Identität von Völkern und Ländern den jeweiligen Kulturgeist zum Ausdruck bringt. Weil Bauwerke, zumindest der früheren Jahrhunderte oder Jahrtausende, sehr robust und dauerhaft sind, können wir heute noch diese großartigen Kulturdenkmäler bewundern. Wir geben heute viel Geld für Reisen und Besichtigungen aus, um diese Zeugnisse früherer Kulturen und der Vergangenheit mit Neugier und Interesse zu besichtigen.



Der Aquädukt in Segovia: Trotz der Mächtigkeit und der großen Abmessungen ist dieses Bauwerk in Verbindung mit dem gewachsenen Gebäudeensemble als Ganzes ein wunderbares Baukulturgut.

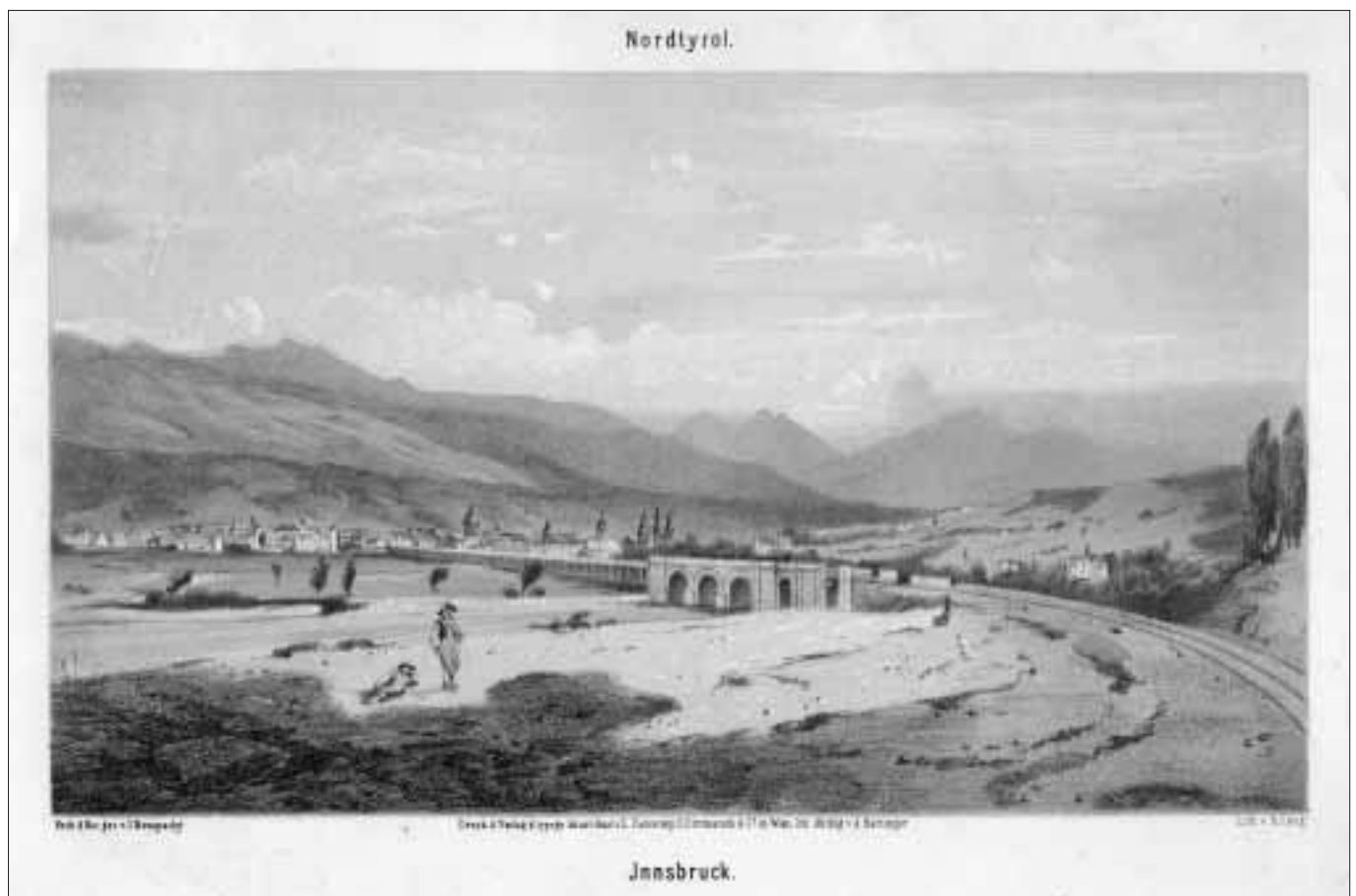
Wenn wir von Reisen Kartengrüße in die Heimat senden, so sind es vor allem Baudenkmäler. Waren früher Bauwerke vorwiegend Kulturgüter, die durch Handwerkskunst entstanden sind, wie Pyramiden, Brücken, Türme oder Grabmäler, so haben später, beginnend mit dem 18./19. Jahrhundert, Ergebnisse des Handwerks und der Naturwissenschaft neue Formen von Kulturgütern gebracht.

Baukultur ist als urbanes Kulturgut manchmal überzeugend, manchmal weniger, Ausdruck von Zeitgeist und Mode. Niemand würde heute mitten durch einen Stadtkern einen Aquädukt von mehreren hundert Metern Länge bauen, wie er heute noch in Segovia im Herzen von Spanien steht. Trotz

der Mächtigkeit und den großen Abmessungen ist dieses Bauwerk in Verbindung mit einem gewachsenen und angepassten kleinteiligen Gebäudeensemble als Ganzes ein wunderbares Baukulturgut, das jeden Betrachter in seinen Bann zieht.

Beton ist für alle Baumaßnahmen im Bereich des Hoch-, Tief-, Industriebaus und der Infrastruktur noch immer der wichtigste, wirtschaftlichste und am meisten eingesetzte Baustoff. Obwohl wir Beton bereits seit der Römerzeit kennen, ist die Betonentwicklung in den letzten Jahrzehnten rasant vorangetrieben worden. Beton kann hervorragend Druckkräfte übertragen, aber er ist in Verbin-

dung mit Betonstahl, Spannstahl oder Fasern in der Lage, auch Zugkräfte aufzunehmen. Dem Verhalten von Beton auf Zug, der Rissbildung und Verformung wird in der Forschung seit Jahrzehnten große Aufmerksamkeit gewidmet. Auch in meinem Berufsleben habe ich seit über vier Jahrzehnten versucht, neugierige Fragen zur Rissbildung zu stellen und zu beantworten. Risse wurden im Beruf und in meinem Leben fast ein Hobby. Aber das wäre dann eine andere Geschichte.



In Innsbruck teilt ein Viadukt, vom Stadtteil Mühlau kommend, die Stadtteile Saggen und Reichenau/Pradl. Heute erfüllt dieser Viadukt die verschiedensten Ansprüche: Er bringt die Bahn in die Stadtmitte und unterhalb des Viaduktes entwickelte sich die sogenannte „Bogenmeile“: Geschäfte, Lokale, Musikszeneentree für die Jugend. Der Viadukt wurde so zu einem innerstädtischen Zentrum für Alltagskultur. Bildnachweis: „Album der Nordtiroler Eisenbahn. Blatt Innsbruck“, Der Eisenbahnviadukt über den Inn bei Mühlau. Farblithographie von J. Novopack und R. Lang, 1856–1858. Original im Stadtarchiv/Stadtmuseum Innsbruck.

Der Potsdamer Platz – Wechselhafte Geschichte einer Verkehrsdrehscheibe

von Joachim Groh

Eigentlich war der Potsdamer Platz in städtebaulicher Hinsicht gar kein richtiger Platz. Zunächst handelte es sich nur um ein Gelände vor dem Potsdamer Tor, unweit des sog. Achtecks, eines Exerzierplatzes für das preußische Heer, welcher später im Andenken an die Völkerschlacht bei Leipzig in Leipziger Platz umbenannt wurde. (Seine achteckige Form blieb übrigens erhalten.)



Mit der Erweiterung der Friedrichstadt im 18. Jh. – heute grob der südliche Teil des Bezirks Berlin-Mitte bzw. der nördliche Teil von Friedrichshain-Kreuzberg – wuchs er im Laufe der Zeit zu dem Berliner Verkehrsknotenpunkt schlechthin heran und zählte europaweit zu den verkehrsreichsten Plätzen.

Hier trafen Potsdamer Straße, Bellevuestraße, Königgrätzer Straße und Leipziger Straße aufeinander. Hier befanden sich die Endstationen von drei Fern- und Vorortbahnen. Hier kreuzten seit ca. 1908 fünfzehn Straßenbahnlinien und achtundzwanzig Linien passierten die benachbarte Leipziger Straße, U- und später auch die S-Bahn transportierten weitere Menschenmassen. Im Oktober 1900 wurden im Rahmen einer ersten Verkehrszählung binnen sechzehn Stunden 146.000 Fußgänger und 27.412 Fahrzeuge registriert.

Es nimmt daher nicht wunder, dass am Potsdamer Platz 1924 die erste Ampelanlage Deutschlands errichtet wurde, um dem wachsenden Verkehrsaufkommen Herr zu werden.

Daneben wurde in der Kaiser- und der Weimarer Zeit unermüdlich am – seit 1831 auch offiziell – Potsdamer Platz gebaut. Besonderen Stellenwert erlangte das „Haus Potsdam“ später „Haus Vaterland“. Mit seinen Ballsälen, Revuen, Cafés und Bars trug es wesentlich zur Unterhaltung der Berliner bei. Mit dem Café Josty, Potsdamer Platz Ecke Bellevuestraße, manifestierte sich ein kultureller Treffpunkt, in dem sich Künstler, Politiker, Schriftsteller und andere wichtige Personen trafen.

Auch der erste deutsche Rundfunksender „Funkstunde“ war am Potsdamer Platz im sog. VOX-Haus angesiedelt. Er ging am 29. 10. 1923, um 20 Uhr erstmals auf Sendung und läutete damit das Rundfunkzeitalter ein.

Der Bombenhagel alliierter Fliegerverbände bedeutete auch für den Potsdamer Platz den Untergang. Nach seiner kriegsbedingten Zerstörung und späteren Teilung der Stadt durch die berühmt-berüchtigte Berliner Mauer 1961, bestimmten Sperrzäune, Todesstreifen und Wachtürme das trostlose Bild rund um das Gelände.

Erst mit den historischen Ereignissen des Mauerfalls im November 1989, die der Autor vor Ort miterlebte, erlangte der Potsdamer Platz wieder Bedeutung. Hier trafen sich am 12. November 1989 der damalige Regierende Bürgermeister Westberlins, Walter Momper, und der Oberbürgermeister Ostberlins, Erhard Krack, und reichten sich die Hand.

In den kommenden Jahren mutierte der Potsdamer Platz zur größten Baustelle Europas und es wurde eine komplett neue städtebauliche Anlage im Stil der internationalen Moderne errichtet. Von einem Aussichtscontainer – Info-Box genannt – konnten die Berliner und Besucher der Stadt die baulichen Fortschritte unmittelbar verfolgen.

Ein besonderes Verdienst der Planer ist und war, dass der ursprüngliche Grundriss des Platzes gewahrt wurde. In den vorhergehenden Jahrzehnten Berliner Bauplanung war das nicht selbstverständlich. Man vergegenwärtige sich bspw. das Ensemble rund um den Berliner Dom und dem ehemaligen Stadtschloss, an dessen Stelle in sozialistischer Bauweise der Palast der Republik – im Volksmund „Erichs Lampenladen“ genannt, wegen der Dauerbeleuchtung unter dem damaligen Staatsratsvorsitzenden Erich Honecker – errichtet wurde.

Heute sind die Bauarbeiten abgeschlossen und markante Gebäude wie das Sony-Center, das Daimler-Chrysler-Gebäude oder der Bahn-Tower dominieren den Platz.

Aber unmittelbar vor dem Hauptsitz der Deutschen Bahn Holding steht etwas unscheinbar, sozusagen als Reminiszenz an längst vergangene Tage, eine Nachbildung der ersten dreifarbigigen Ampel Deutschlands, nach Paris der zweiten in Europa.



Blick in die trockene Baugrube



Lake „debis“

Der Potsdamer Platz heute



Im 20. Jahrhundert konnte Falkner einen der größten Technologietransfers im Bauwesen anlässlich eines der größten Bauvorhaben in Europa, nämlich den Potsdamer Platz Berlin verwirklichen. In nur zwölf Monaten wurden Forschungsergebnisse mit dem elastischen Stahlfaser-Beton von der Forschung in die Praxis umgesetzt, Material für die Baugruben mit über 20.000 m² Fläche und einer Tiefe bis 21 m. Dadurch entstand im ‚Brachland‘ an der im Volksmund „menschenfeindlichen innerdeutschen Stadtgrenze“ ein neues Stadtquartier mit allen Funktionen des täglichen (kulturellen) Lebens: Wohnungen, Geschäfte, Hotels, Theater, Kinos, Restaurants ...

Alltägliche Zeitreise durch 50 Jahre

Freizeit, Unterhaltung, Mode und Kommunikation

Text und Fotos von Silvia Albrich

Die fünfziger Jahre

Die fünfziger Jahre sind mehr als nur Wiederaufbau und Nierentischkultur. Sie sind das Jahrzehnt des Aufbruchs: Testbild, Tanzstunde, Petticoats, Levis-Jeans, Kaugummi, Sinalco und Coca-Cola, Waschmaschinen und Kühlschränke waren so revolutionär wie der Rock'n'Roll und die Schmalzlocken von Bill Haley. Das Fernsehen setzte sich nur zögernd durch, eines der beliebtesten und auch erschwinglichen Freizeitvergnügen, das „Lichtspieltheater“, boomte. So etwa hatte das „Löwenkino“ (heute Metropol) mit 269 Sitzplätzen 1952 mit 303.000 Besuchern mehr als doppelt so viele wie 1939 (120.000). Das Laurinkino in Pradl, Tirols größtes und modernstes Kino mit damals schon ansteigenden Sitzreihen, hatte 800 Sitze in Holz und einen Balkon, das Lienzer „Linder“ Kino 650 Sitzplätze. Ein Kino-Abend für zwei kostete Anfang der Fünfziger 10 Schilling (2 Karten und je eine Bendsdorf-Schokolade um 1 S). Es gab zwei Filme pro Woche, täglich zwei Vorstellungen und an Sonn- und Feiertagen vier Vorstellungen. Beliebt waren Heimat- und Musikfilme, der „Dritte Mann“ lief an, im Vorspann stets die „Austria Wochenschau“. 1959 gingen die Innsbrucker 3,381.203-mal ins Kino, das sind 9315 Be-



Begehrter Jugendtraum: Motorroller, 1954



So sahen die ersten Fernseher 1956 aus

sucher pro Tag. Auf dem Gabentisch der Hausfrau stand der Dampfkochtopf, neue Materialien wie Plexiglas oder Plastik kamen zum Einsatz, und die wenigen Waschmaschinen (Bottichmaschinen mit Drehkreuz und separater Schleuder) lösten einen Werbeboom für Waschmittel aus. „Die große Chance“, ein Waschpulverpaket zu gewinnen, gab es in der beliebten Rot-Weiß-Rot-Sendung mit Maxi Böhm. Ein Lohneroller bzw. eine Vespa zählte zum begehrten Jugendtraum, der Motorradbeiwagen „von Weltklasse“ hieß „Rekord“ und der Puch 500 wurde mit den Worten „Groß bei kleinen Maßen“ beworben. Es gab die erste Miss-Europa-Wahl, Radios mit eingebauter UKW-Antenne und Drucktastenschaltung mit „Gratis-Vorführung“ in den Geschäften, und Plattenspieler, in deren Kofferdeckel der Lautsprecher integriert war. Im September 1953 startete der ORF den UKW-Betrieb, 1952 wurde in Deutschland zum ersten Mal ein Fernsehprogramm ausgestrahlt, in Österreich startete das Fernsehen im Juli 1956. Ein „Fernsehkastl“ kostete 6000 Schilling – drei bis vier durchschnittliche Monatsgehälter eines Angestellten! Trotzdem flimmerten 1958 schon 50.000 Bildschirme in Österreich, 1959 waren es bereits doppelt so viele (100.000).

Im Innsbrucker Hofgarten spielten Orchester- und Musikkapellen für die Spaziergänger, das Hotel „Goldener Greif“ bot Gartenkonzerte, in der Konditorei Hiebl (Café Schindler) traten jeden Mittwoch und Samstag „Stimmungskapellen“ auf. Man ging zur Cocktail- und Tanzstunde, im Falkerkeller im Café Central in Innsbruck wurde Walzer, Tango, Foxtrott und Polka getanzt, die drei Musikanten spielten meist aktuelle Schlager; Trios waren die beliebteste Musikformation, die in vielen Restaurants für dezente Hintergrundmusik sorgten. Im Sommer 1949 eröffnete im Welzenbacher-Hochhaus in der Salurner Straße 11 (heute Kommunalbetriebe) das „Hochhaus-Café“. Die Tanzbar im 7. Stock wurde bis zu ihrer Schließung 1964 zum gefragtesten Tanz-Treff der Jugend.

Teenager und Twens – neue Begriffe einer frechen Generation – begeisterten sich schnell für alles, was aus Amerika kam: Zuerst ließen der Jazz, dann der Rock'n'Roll „die Caprifischer“ rasch vergessen.



Die wilden Fifties: Rock 'n' Roll und Petticoat

Die wilde Fifties-Jugend trug Koteletten und Schlurfffrisuren, die Damen trugen Babydoll und Nylons, die mit 30 Schilling sechsmal so viel kosteten wie kunstseidene Strümpfe. Die Herren trugen Pitralon, Hüte und bügelfreie Perlonhemden, die so wenig atmungsaktiv waren, dass sie uns die Erfindung des Deorol-



Die Wurlitzer-Jukebox hatte in den Fünfzigern Hochkonjunktur.

lers (1955) bescherten. Die Kinder erfreuten sich an Pez-Box, Schneekugel, Lego, Bauklötzen, Meckifiguren, die Mädchen führten ihre Puppen in voluminösen Puppenwägen spazieren, Kleinformat der damals modernen Kinderwagen. „Fix und Foxi“ erweiterten 1953, das Pixi-Buch und „Jerry Cotton“ 1954 die „Heftl“-Literatur. Wer kein Geld für Elvis-Presley-Platten hatte und auch keinen Heimplattenspieler, benutzte die Wurlitzer-Jukebox. Allein im Jahr 1957 wanderten 144 Millionen Schilling in derartige Musikautomaten, was etwa den Ausgaben für 12 Kilometer Autobahn oder 890 Einfamilienhäuser entsprach.

Ein großes Bier vom Fass kostete 3 Schilling 60, eine Hauswurst mit Specklinen 10 Schilling und das Café Friedburg in Wiltenberg verlangte 1950 für ein halbes Hendl 12 bis 14 Schilling. Eine Kugel Eis kostete 50 Groschen und ein Steyr Fiat 600 mehr als 28.000 Schilling. Bewegende Themen in den Frisiersalons oder beim Hinterhofratsch waren die Krönung der englischen Königin Elisabeth II. (1953), der erste Opernball 1956 oder das Neo-Liebespaar Carlo Ponti und Sophia Loren. Im April 1957 startete die legendäre Mittagssendung „Autofahrer unterwegs“, obwohl damals Autos mit Radio noch Raritäten waren. Die meisten fuhren mit Bahn, Bus

oder Straßenbahn heim, die Sendung zu hören, die bis April 1999 lief. Radioliebling Heinz Conrads, der seit 1952 jeden Sonntagvormittag gefragt hatte „Was gibt es Neues?“, stellte dieselbe Frage ab März 1957 jeden Samstagabend (30 Jahre hindurch) auch im Fernsehen. Der Kasperl – heute weltweit die älteste Kindersendung im Fernsehen! – rief erstmals sein „Krawuzikapuzi“, ab 1959 fanden der Collie Lassie und der Hengst Fury begeisterte Zuseher. Fernsehen war noch ziemlich lange ein äußerst kommunikatives Ereignis, man traf sich zum gemeinsamen „Fernschauen“ in den wenigen Haushalten, in denen (meist in der Wohnküche) bereits ein Fernsehapparat stand. Denn leicht erschwinglich waren die Luxusgüter ja doch nicht: Wenn man bedenkt, dass 1959 ein Angestellter im ersten Berufsjahr netto rund 1000 Schilling verdiente und man 500 Schilling für einen Universalmixer, 1000 Schilling für ein Radio, über 1100 S für einen Plattenspieler, zwischen 1000 und 1600 S für eine Kipp-Schlafcouch oder ausklappbare Bettbank bezahlen musste, 1800 S für ein Kombigerät (Radio mit Plattenspieler), fast 3000 S für eine Schwedenküche und zwischen 4000 und 5000 S für ein Schlafzimmer, kann man abschätzen, wie lange auf einen Luxusartikel gespart werden musste. Die meisten Versandhäuser boten damals auch noch keine Kredite an – ganz im Gegenteil. Bei Moden Müller gab es den Slogan „Es beweist sich immer wieder: Barkauf bleibt Sparkauf.“

Die sechziger Jahre



Die „Pinguette“ in Schlangenprint, 1956, aus dem Radiomuseum Innsbruck

Die sechziger Jahre waren die Zeit der Vollbeschäftigung und des Wirtschaftswunders, das Leben wurde zusehends automatisiert und verwandelte auch die Wohnung allmählich in einen kleinen Maschinenpark. Die ersten Geschirrspüler ziehen in die Haushalte ein: „Ihr Geschirrspüler hat nur 2 Hände? – Unserer hat sechs, nämlich sechs kräftige Sprüharme!“ – so ein Slogan Mitte der sechziger Jahre.



Alle Haushaltshelfer auf einen Blick, 1961

Neue Kunststoffe bestimmen den Alltagsluxus, der den demokratischen Prinzipien der Zeit entspricht: preiswert und für alle zu haben. Der Stuhl aus Polyesterharz kommt ebenso (sekunden-)schnell aus der Presse wie Küchenfertigteile. Schleiflack, Resopal. PVC und DC-Fix beherrschen die Einrichtung. Im Sektor Freizeit und Mode wurden in den Sechzigern die Jugendlichen als neue Konsumentenschicht entdeckt:

Bravo-Abonnements, die neuen tragbaren Empfänger, kurz Kofferradio genannt, Blue Jeans und Motorroller machen sie zu den umworbenen Mitbürgern. Die kleine schwarze Scheibe, die 45er Single (17,5 cm, 45 Umdrehungen) löste endgültig die Schellacks (78 Umdrehungen) ab. Die kompakte

45er ließ sich in einem bunten Plastikalbum überallhin mitnehmen und war mit rund 30 Schilling billiger als Langspielplatten (130 S – 150 S). Wer einen tragbaren Plattenspieler mit den neuesten Songs („Heißer Sand“, „Weiße Rosen aus Athen“) hatte, war der Held bei den Mädchen, die wiederum nahmen Portable Radios mit ins Schwimmbad. Es gab zwar noch die Musicboxen, doch mit den Beatles und Bee Gees sprossen bald viele Amateur-Beat-Bands aus dem Boden. Dem Beispiel ihrer Idole folgend ließen sich die jungen Männer die Haare zum „Pilzkopf“ wachsen, für die Mädchen war „Twiggy“ mit zerbrechlichen 40 Kilo die Stilikone der Sechziger. Neue Materialien wie Trevira, Dralon oder Diolen kamen auf den Markt, Glockenhose, Flitterglanz, Beat und Pop gaben den Ton an. In vielen Jugendtreffs wurden eigene Beat-Nachmittage und -Abende veranstaltet, die ältere Generation wettete über die „Halbstarken“ und den „Schmutz und Schund“, der mit den Comics in den Jugendzimmern Einzug hielt. 1960 war das Ende der Schiefertafeln für die Erstklassler samt dazugehörigem Griffel, Tiefkühltruhen kamen auf den Markt, Supermärkte wurden eröffnet und das „Kaffee-Klatschereignis“



Jugendidol Beatles: Burschen trugen Pilzköpfe und gründeten Amateur-Beat-Bands

Nr. 1 war die Hochzeit des Schahs von Persien mit Farah Diba. In den Höfen sangen die Kinder zur Melodie von „Marina, Marina“: „Die Farah, die Farah, die Diba, sie ist ja die Schönste der Welt/ gebärt sie ihm kein Söhnchen, wirft er sie vom Thronchen, genauso wie Soraya ohnono ...“ Auch die Liebespaare Romy Schneider/Alain Delon und Christine Kaufmann mit Tony Curtis bewegten die (vorwiegend) weiblichen Gemüter. 1962 wird der Innsbrucker Alpenzoo eröffnet, der nicht nur zu einer Touristenattraktion wird, sondern auch zum beliebten Ausflugsziel für heimische Familien. Dagegen waren die Olympischen Winterspiele 1964 in Innsbruck auch für die Einheimischen vornehmlich ein Fernsehereignis. Um die Olympioniken aus aller Welt unterzubringen, wurde 1962/63 ein neuer Stadtteil gebaut, das Olympische Dorf, das wegen seiner damals futuristisch anmutenden architektonischen Gestaltung sehr umstritten war. 1963 wurde der Milchverkauf am Sonntag in den Lebensmittelläden eingestellt, da es in den Haushalten genug Kühlschränke gab. Im September 1964 wurde auf der Wiener Messe der erste Videorecorder (in der Größe eines Musikschrankes) vorgestellt. Damit sind wir wieder beim Fernsehen, das immer mehr im Mittelpunkt familiärer Abendgestaltung stand. 1967 lief die Fernsehserie „Bonanza“ an, 1968 der „Seniorenclub“, der mit Hilde Reschl alias Frau Anni und Ober Alfred Böhm bis zum Jahr 2000 ein echter Publikumsmagnet war. „Aktenzeichen XY ungelöst“ und die Doppelconférence Karl Farkas/Ernst Waldbrunn erobert die Zuschauer ebenso wie die „Raumpatrouille“ mit Dietmar Schönherr, der später mit Vivi Bach mit „Wünsch dir was“ die Fernsehunterhaltung revolutionierte.

Am 1. Jänner 1969 wurde der Bildschirm bunt, und am 21. Juli 1969 strahlte das ORF-Apollo-Studio mit der Landung des ersten Menschen auf dem Mond die bis dato längste TV-Sendung aus. Ende der sechziger Jahre gab es in Österreich bereits eine Million Fernsehgeräte.

Wer außerhalb der eigenen vier Wände gesellige Unterhaltung suchte, ging – das Hochhaus-Café schloss ja 1964 – in den Hofgarten oder den Greifkeller nahe der Triumphforte,

in den Bacchuskeller (mit Franco Andolfo), ins „Playboy“ (später Scotch-Club) oder in die Piccolobar.

Zum automobilen Alltag zählte in den Sixties, dass man sich beim ersten Urlaub an der Adria und natürlich stolz vor der Familienkutsche fotografieren ließ, die sonntägliche Autowäsche war ein beliebtes Ritual, und aus dem Urlaub brachte man auch die Vorliebe für Pizza und Spaghetti mit.

Modische Blickpunkte waren voluminöse toupierte Frisuren und kräftiges Augen-Make-up mit dickem Lidstrich; bei den Kleidern eine strenge Linienführung, kontrastierende Einsätze, grafische Designs, Op-Art-Muster mit schwarz-weißem Schachbrett und Blockstreifen oder Pepitamuster.

Auch Heimtextilien, Badeanzüge und sogar die 1965 erfundenen Strumpfhosen zeigten Op-Art. Im Sommer 1966 waren die ersten Miniröcke in Österreich zu sehen und wurden zur Skandalmode der späten Sechziger. Die sportlichen Herren trugen Hosen von Reinalter in Trompetenlinie mit einem Ristschlitz als Pendant zum geraden Damenrock mit Golffalte. Junge Mädchen trugen gern wilde unfrisierte Mähnen (à la Brigitte Bardot), schmale Hosen, flache Ballerinas und große, runde Sonnenbrillen. 20 Jahre nach dem Krieg besann man sich wieder des flotten Uniformstils, der Military-Look prägte für viele Jahre das modische Detail. Der Armeeparka kam gerade im Trammer-Zeitalter mit Rucksack und Schlafsack voll zu Ehren. Die Kinder fuhren mit Holz- und Luftrollern, manchmal mit Autoscootern, die meist von durchziehenden Vergnügungsparks (wie „Prechtls lustiges Autodrom“) samt Tierchau und Karussell geboten wurden. Für Schildkrötpuppen gab es eigene „Puppen-doktoren“ und -Kliniken, beliebt waren Ballspiele wie „die 10 Bitten“, bei dem der Ball in Varianten an die Hauswand geworfen wurde, Völker- und Federball, Seilspringen, Gummist, Tempelhüpfen und in Innsbruck das „Totz’nhacken“, nach dem auch (bis 1998) eine eigene Radiosendung (mit Gert Rydl, Theo Peer) benannt war. Kinder wie Erwachsene ließen das (billige) Kult-Spielzeug, den Hoola-Hoop-Reifen, um Hüften, Knie und Arme kreisen.



1970 eröffnete das erste Einkaufszentrum Österreichs: das DEZ in Innsbruck.

Die siebziger Jahre

Weltwirtschaftskrise und Ölschock brachten auch in Österreich den Fetisch Auto zum Stillstand (1973 Einführung eines autofreien Tages), die „Pille“ entwickelte sich zum Selbstläufer und Wacker Innsbruck beherrschte den österreichischen Fußball. Es war die Zeit der Alternativtheater: Im April 1971 eröffnete das (von Josef Kuderna und Peter Bloch gegründete) „Theater am Landhausplatz“ mit Wolfgang Bauers „Change“, das ab 1973 Ernst Paar leitete; 1973 sorgte der Fall „Sigmund Kripp“ – Bischof Paulus Rusch „feuert“ den Leiter des Jugendzentrums der Jesuiten (MK) – für Aufsehen, im Juni 1974 wurde die legendäre Haller „Trampl“, die Straßenbahnlinie 4 zwischen Innsbruck und Hall, eingestellt, der junge Dramatiker Felix Mitterer feierte mit „Kein Platz für Idioten“ (1978 Breinösslbühne) erste Erfolge und im Oktober 1979 eröffnete das Innsbrucker Kellertheater mit der Revue „Es ist alles schon einmal dagewesen“. Die tanzwütige Jugend ging ins Café Schindler, wo Mandi und die Bambis zum 5-Uhr-Tee spielten, oder in das Café Papillon. Beliebt waren auch das Pocolino in Mutters, das Fragenstein in Zirl, Mariabrunn auf der Hungerburg und der Theresienkeller im gleichnamigen Hotel. Wer besser bei Kasse war, besuchte dort die Queens Bar. Den

beliebten Greifkeller gab es nur noch bis Mitte der siebziger Jahre, 1977 eröffnete dort ein großes Möbelhaus.

1970 eröffnete mit dem DEZ in Innsbruck das erste Einkaufszentrum Österreichs (mit 11.000 Quadratmetern Verkaufsfläche und 600 Parkplätzen), 1972 kommt der erste Taschenrechner (Texas Instruments) auf den Markt und Oswalt Kolle erregt mit seinen Aufklärungsfilmen die Gemüter wie dereinst van de Velde. 1977 bringt der schwedische

Möbelriese Ikea mit seiner ersten österreichischen Filiale den Kieferncharme zu uns und durchlüftet bald die gesamte Möbelbranche. Vor allem junge Leute ziehen das helle selbstverschraubte Mobiliar der Eichenholz-Gemütlichkeit vor – Slogan: „Wer jung ist, hat mehr Geschmack als Geld.“

Über den (seit 1968) neuen Sender Ö 3 entwickelte sich auch ein neuer Radiostil, jung und frech: Sendungen wie Radiowecker, Treffpunkt Studio 4 und Musik zum Träumen waren bei der Jugend sehr beliebt, man tanzt Bump, ist „Saturday Night“ im Disco-Fieber und die Älteren beklagen erneut die „Amerikanisierung“ („Negermusik“). Tschitschewischer von Christine Nöstlinger war der Radio-Morgenrenner und Ilse Buck, die mit den Faulpelzen der Nation schon lange auf Ö 1 und Ö 2 turnte, machte nun auch über Ö 3 mit Isometrik „täglich beweglich“. Die Kinder spielten mit Slime und Playmobil (seit 1974 bis heute). Sie aßen Kinderschokolade, lutschten TicTac, Fizzers, Paiper oder ein Brickerleis um einen Schilling, kauten Sport- und Speckgummi, Himbeerschnüre, Bazooka (50 Groschen) oder Stollwerk (10 g), labten sich mit „Dreh und Trink“ und klebten die bunten Pril-Blumen auf den Kühlschrank. Ihre Fernsehfavoriten waren „Am dam des“ mit Clown Enrico, „Flipper“, „Rosaroter



Die Fernsehlieblinge der Nation waren Hans Joachim Kulenkampff, Robert Lembke, Karl Farkas und Heinz Conrads.



Modemutige Herren trugen Flower-Power und Spitzenhemden

Panther“ und „Wickie“ samt seinen starken Männern, die Großen verfolgten Lisa Schülers „Russischsprachkurs“. Auf orangefarbenen Kofferplattenspiellern rotierten Märchenplatteln, die Kleinsten spielten mit Monchhichi und lasen „Bussi Bär“, die Größeren YPS, die Zeitschrift mit den Urzeitkrebsen, die Mädchen freuten sich über Ausschneidepuppen und Klebealben und ihre Barbie-Puppe(n), die zusehends internationaler wurde(n). Einige Kinder sahen bereits im ZDF die „Sendung mit der Maus“, Biene Maja als Zeichentrickfigur oder die Muppets-Show, denn 1978 startete in Tirol das Kabelfernsehen. Die ersten 600 Haushalte wurden im Olympischen Dorf verkabelt und konnten zu den zwei ORF-Programmen auch ARD, ZDF und BR empfangen.

Die Modetrends schrieben Lidstrich, weißen Lippenstift und große Brillen vor, Clocks mit Erdbeeren, Fell-Moonboots, klobige Plateauschuhe, Jesuslatschen, Minirock und Maximantel, breite Gürtel, weiße Lackstiefel und Hot Pants; für Männer lange Haare, für ganz Mutige Dauerwellen, für Frauen seitliche Föhn- und Außenwelle, Haarteile und Afrolook. Der Partnerlook wurde propagiert, die Damen bevorzugten Hosenanzüge, die Herren Spitzenhemden. Drachenfliegen und Fallschirmspringen wurde neuer Trendsport. Man fuhr VW Käfer, Golf LS und der Ford Capri 2,3 l war der Manta der siebziger Jahre. 1974 rollte im deutschen Volkswagen-Werk Wolfsburg der letzte Käfer vom Band: Von 1945 bis 1974 waren 11.916.519 Käfer produziert worden, ehe die Produktion nach Mexiko verlegt wurde.

Im Fernsehen unterhielten Hans-Joachim Kulenkampff und Rudi Carrell, Robert Lembkes Ratespiel „Was bin ich?“ (1961–1989) und Derrick bat (von 1974 bis 1998); „Harry hol schon mal den Wagen“. Sportmoderatoren wie Robert Seeger, Heinz Prüller und Sigi Bergmann erreichten Starstatus. Serien wie „Hallo Sacher, Portier“ und das Stegreifspiel „Die liebe Familie“ waren ebenso gefragt wie der legendäre „Club 2“, als Startschuss zur späteren Überflutung mit Talk-Shows. Als 1979 Punkröhre Nina Hagen im Club 2 live Masturbationstipps gibt, muss Dieter See Franz den Hut nehmen. Das Fernsehprogramm dauerte bereits von 15 Uhr 30 bis Mitternacht, begleitend zu beliebten Sendungen bot die Paperbox bedruckte Kaffeetassen, T-Shirts und Türmatten. Die „Poppers“, denen Konsum (mit dem Geld vom Papa) über alles ging, sahen auf die „Prolos“ herab, die wiederum provozierten die „Geschniegelten“, indem sie bevorzugt Ungebügeltes trugen, erste „Punks“ mit Irokesenfrisur und pinkfarbenen Haaren belebten die Szene.

Die achtziger Jahre

Der Zwang zum Wachstum rief in den achtziger Jahren technische Innovationen hervor, die wiederum neue Berufsbilder (z. B. Informatik), Einkommens- und Sozialstrukturen entstehen ließen. Erlaubt war, was gefiel, jeder wohnte nach seiner Fassung: altdeutsch, englisch, großbürgerlich, Ikea, klassisch, progressiv oder rustikal. Die bereits voll automatisierte Einbauküche wird um die Mikrowelle erweitert, das Schlafzimmer wird zunehmend als Fernseh- oder Gymnastikraum genutzt, das Wohnzimmer wird multifunktional, seine Einrichtung orientiert sich wie schon in den Siebzigern in Richtung Fernsehgerät. Die Programmvietel (längere Sendezeiten und Sendervietel durch das Kabelfernsehen) veränderte das Fernsehverhalten, Anfang der achtziger Jahre wird täglich bereits durchschnittlich 118 Minuten ferngesehen. Im Fernsehhalbkreis fehlten zunehmend die Jungen, die das Unterhaltungsangebot außerhalb der Familien dem Fernsehprogramm vorzogen. Auch das

begann sich radikal zu wandeln. Die letzten Bands spielten 1979/80 im Bacchuskeller, inzwischen gestalteten schon die Discjockeys am Mischpult die Tanzunterhaltung und sorgten mit ihrem Scratchen und dem Mixen verschiedener Labels für einen unverwechselbaren (meist ohrenbetäubenden) Sound. Der DJ mit Disco, Hiphop & Co ist bis heute aus der Populärkultur nicht mehr wegzudenken.

Die achtziger Jahre bescherten uns Edith Klinger, TV-Serien („Soap Operas“) wie „Dallas“ und „Dynasty“ (samt Christl Caringtons Schulterpölster), es starteten 70 Folgen „Schwarzwaldklinik“ und Gottschalks „Wetten-dass“; der ORF installierte die Jugendsendungen „Okay“ und „Ohne Maulkorb“ und Udo Huber präsentiert im Overall die TV-Show „Die großen 10“. In Hall begründeten Kurt Weinzierl, Dietmar Schönherr und Otto Grünmandl 1981 die „Tiroler Volksschauspiele“; 1982 schloss das „Theater am Landhausplatz“, im Juni 1988 mobilisierte der Tirolbesuch von Papst Johannes Paul II. die Massen.

Die Kinder, die Kids, hörten ihre Märchen auf dem Walkman, schauten „Alf“ und „Knight Rider“ und mit McDonalds (in Tirol ab November 1981) wurden Fastfood, Burger und Pommes ihre bevorzugte Speise. Karl May, Lederstrumpf und Trotzkopf waren ebenso schnell out wie Indianerspiele, dafür waren Kassetten und Videos, Snowboards, Streethockey und Streetball in. Die Mädchen trugen neonfarbene Pullover und spielten mit Lady Lockenlicht, Regina Regenbogen, Glücksbärchis oder kleinen zuckerfarbenen Ponys (My little Pony).

Die Erwachsenen sammelten Swatch-Plastikuhren, aßen Tiramisu, turnten sich das schlechte Gewissen mit Jane Fonda und Sydne Rome weg, besuchten Fitness- und Bräunungsstudios und radelten am Heimtrainer. Bodybuilder wurden als eitel und dumm abgelehnt, bis Arnie Schwarzenegger sie gesellschaftsfähig machte.

Die Jogging- und Aerobicwelle erfreute die Gesundheits-Gurus ebenso wie die Modebranche, die eine eigene, zünftig-funktionelle Ausstattung kreierte, mit Microfasern und elastischen Materialien: Eng anliegende, glänzende Trikots, Boustiers, Sportunterwä-



Die Jogging- und Aerobicwelle erfreute die Gesundheits-Gurus ebenso wie die Modebranche, die eine eigene zünftig-funktionelle Ausstattung kreierte

sche, saugfähige Stirn- und Armbänder als Aerobic-Outfit waren genauso gefragt wie Leggings mit schmalen Oberteilen oder legere Jogging- oder Trainings-Anzüge. Sweat- und T-Shirts mit Schulterbetonung erinnerten an die vierziger Jahre, Blockstreifen, Karo und Minirock an die Sechziger, Hosenanzüge an die Siebziger – die Mode war ein Mix aus

den letzten Jahrzehnten. Neu waren Bundfaltenhosen in der Damen- wie auch Herrenmode, Gilets und Spencerjacke, dazu wurden klassische Pumps, Stiefel im Western-Style oder Espan-drillos, Leinenpat-scherl mit Bastsohle, getragen. Müsli wird zum Standardfrühstück, die Supermärkte richten erste Salat-bars ein, man isst Baguette, Brokkoli



Die elegante Frau liebt die vertikale Linie

und Light-Joghurt, trinkt Kir Royal, Cappuccino, Grappa und Baileys, die „Nouvelle Cuisine“ macht aus Speisekarten Lyrikwettbewerbe. Die ersten Bankomaten und Plastikgeld (Bankomat- und Kreditkarten) ließen über die rigiden Banköffnungszeiten triumphieren, und die ersten Mobiltelefone wurden vom Auto auf Tennisplätze und Baustellen getragen.

Die unhandlichen Koffer mit Telefonhörer kosteten 30.000 Schilling. Das C-Netz, später das D-Netz samt Vorwahl 0663 wurden im März 2002 eingestellt. Die Post, später Telekom, stellte das Festnetz ab 1985 (bis 1999) auf digitales System um, etwa zur selben Zeit führte die Video-Offensive aus Japan zum raschen Untergang des Super-8-Filmes. Mit dem ersten „Tischrechner für den Hausgebrauch“ bricht das Zeitalter des Personalcomputers an: 1981 gelang IBM mit dem ersten PC der große Durchbruch. 1982 produziert Compaq eine tragbare Variante, der „Portable“ wog allerdings 14 Kilo und kostete 3000 Dollar. Die Entwicklung vom „Schlepp-topp“ zum elektronischen Notizbuch („Notebook“) und zum „Laptop“ vollzog sich sehr schnell. In den achtziger Jahren dominierten

anfangs die Heimcomputer von Commodore; Intel-Rechner (IBM-kompatible PCs) drängten Commodore aus dem Markt. Bill Gates, der seine ersten Programme auf Ed Roberts Ur-PC von 1975, dem „Altair 8800“, schrieb, lieferte die Betriebssysteme DOS und Windows. Auf Intel 286 (1982) kam 1985 der 386er, 1989 die 486-CPU und 1993 der Pentium-Prozessor.

Die neunziger Jahre

Die neunziger Jahre waren geprägt vom gesellschaftlichen Wandel, der in den Achtzigern begonnen hat. Stichworte sind Individualisierung, Pluralisierung, Globalisierung und Erlebnisorientierung. Individuell ist auch die Haarmode, einzig der Afrolook der Siebziger ist absolut out. Dafür sind Bio- und Lightprodukte in. Neben Filmstars bestimmen immer mehr Supermodels das weibliche Schönheitsideal. „Pretty Woman“ pilgert ins Reformhaus und holt Kefir, Körndeln, Grünen Tee und trinkt nach dem Fitness-Studio naturtrüben Apfelsaft. Wellness boomt, 1992 kommt Mineralwasser erstmals mit Fruchtgeschmack auf den Markt, 1998 erstmals ohne Kohlensäure, die Supermärkte bieten Bambussprossen und Basmatireis, Tramezzini sind in, Tiramisu ist out. Out ist auch der gute alte Paternoster, die rumpelnden „Personen-Umlauf-Aufzüge“ haben bald ausgedient, sie sind zu teuer und leistungsschwach. 1994 rattern gerade noch 40 Paternoster ihrem Ende entgegen.

In der Freizeitmode setzten sich Blousons mit Gummiabschlüssen, Sportmarken, Fleece-Sweats und Wendejacken durch. Die Leggings hielten sich in den Neunzigern zwar noch als Alltags-, Freizeit- und sogar als festliche Kleidung (Spitzenleggings unter transparenten Röcken), blieben danach aber dem Sport vorbehalten. Aktuell waren großzügig geschnittene Blusen, lange gerade geschnittene Pullover oder klassische Feinstrick-Cardigans. Ein Mode-Klassiker hat sich gegen alle Widerstände seinen Weg gebahnt und eine große, anhaltende Änderung des Bekleidungsstils herbeigeführt: die Jeans. Das praktische Kleidungsstück, das Jugend und Unbekümmertheit signalisiert, wird von allen Alters- und



Die Jeans wurden zum Klassiker

Berufsgruppen getragen, und die Vermarktung der Jeans hat bis heute nicht aufgehört. Sie blieben zwar in erster Linie Freizeitmode, wurden in den Neunzigern aber, kombiniert mit eleganteren Teilen, endgültig gesellschaftsfähig.

Für einen anderen Klassiker aber, auf dem Automobilsektor, kommt im Juli 2003 das endgültige Aus: Wegen zu geringer Nachfrage wird nach fast 70 Produktionsjahren und 21,5 Millionen gebauten Autos die Produktion des legendären VW Käfer eingestellt. Den in den neunziger Jahren rasch überhandnehmenden Talk-Shows im Fernsehen hingegen wird eine lange Lebenszeit prognostiziert. Sie halten sich genauso wie die selbst produzierten Serien „Lindenstraße“ (seit 1985), „Gute Zeiten, schlechte Zeiten“ (seit 1992) oder „Unter uns“ (seit 1994). Österreichische Serien wie „Ein echter Wiener“, die Alltagsgeschichte des derben „Mundl“ Sackbauer (1975–1977) oder „Kottan“, die einst verteilte „Diffamierung eines ganzen Berufsstandes“ (1976–1983) sind inzwischen Klassiker. Mindestens ebenso erfolgreich sind „Kommissar Rex“ (1994–2004) oder „Soko Kitz“ (ab 2001 bis dato). Inline-Skating mit einspurigen Rollerblade-Schuhen ist ein neuer Trainingshit, zum Alltag vieler Jugendlicher gehört auch die elektronische

Jagd auf das Moorhuhn, Hiphop und die ersten E-Mail-Viren. Die Kleinsten schauten Teletubbies, die Größeren schwärmten von den Powerrangers oder den Ninja-Turtles.

Die Sensation der neunziger Jahre war in Tirol der Fund des „Mannes aus dem Eis“ im September 1991. Tirol machte weltweit Schlagzeilen, als die über 5000 Jahre alte Gletscherleiche „Ötzi“ gefunden wurde, die die Phantasie der Menschen ebenso ankurbelte wie die Souvenir- und Filmindustrie. Im Freizeitpark Ötztal in Umhausen wurde das Alltagsleben einer alpinen Siedlung in der Jungsteinzeit authentisch dargestellt.

Von der Jahrtausendwende bis heute

Im Wohnverhalten gibt es kaum Veränderungen, es überwiegt die Zweckorientierung, in vielen Privathaushalten kamen PC-Arbeits-ecken mit leicht integrierbaren Elementen dazu, Stauraum für Rechner, Drucker und Scanner. Designer wurden immer mehr zu Verpackungskünstlern von Elektronik und Technik. Die Tendenzen der Neunziger – Minimalismus, Offenheit, Transparenz, Mobilität und Flexibilität – setzen sich fort. Die Küchen erobern sich ihren Platz als Zentralstelle in Haus und Wohnung zurück, werden deutlich größer und offen zu anderen Räumen mit harmonischen Übergängen. Beliebt sind Kochinseln und große Küchentische, auf denen die Familien das neue Kultzahlenrätsel Sudoku lösen. Die Induktionstechnik setzt sich allmählich durch, Küchengeräte haben teils auch sozialen Charakter (Tischgrill oder Raclette). Die Essgewohnheiten veränderten sich durch den Berufsalltag von der Mahlzeit zum Snack oder Ethnic-Fastfood (Döner, Sushi), für viele wird Kochen eher zum Freizeiterlebnis, zum „Event“. Die Galionsfigur des neuen Kochtrends ist der Brite Jamie Oliver, man lässt sich von Fernsehköchen (auf vielen Kanälen, mit und ohne „Promis“) inspirieren. Eingekauft wird via Internet oder Home-Shopping-TV-Kanal, in dem Erfindungen und Hausfrauenwunder ebenso enthusiastisch angepriesen werden wie einst von den Markt- und Messeschreibern. Neben Koch-Shows

sind Talk-, Game-, Quiz- und Castingshows sowie Serien die Renner bei privaten wie auch öffentlich-rechtlichen Sendern. Reality-TV wurde inzwischen auch beim ORF Realität (Taxi Orange, Big Brother), die Serien richten sich ebenso wie Castingshows (Starmania) an junges Publikum. Modeströmungen werden von amerikanischen TV-Serien-Stars mitgeprägt, wie etwa Sarah Jessica Parkers Stiletto, Stiefletten und Sandaletten. Modern sind auch Sportschuhe (Sneakers) in allen Farben und Varianten, Stiefel im Sommer wie im Winter und die flachen Flip-Flops, Badesandalen mit Zehensteg und Schrägriemenbefestigung. Diese Sandalen-Urform aus dem alten Ägypten feiert seit Jahren fröhliche modische Urständ und gilt im Sommer sogar zur Abendgarderobe als chic. Bei den Kindern hat das Cyber-Küken „Tamagotchi“ ausgedient, nun bevölkern Poketmonster, genannt „Pokémons“, die Kinderzimmer: Die Minimonster mit naiver Mimik und verrückten Namen (Knuddelluff, Pikachu oder Pokemon) gibt es als Videospiel, Comics, Sammelkarten, Schlüsselanhänger, Kuschelmonster, TV-Actionhelden und Kinostars.



Pokemon Pikachu mit Trainer Ash

Zu Jahresende 2001 hat der (am 1. März 1925 als Nachfolger der Krone eingeführte) Schilling ausgedient. Der Euro wird ab 1. Jänner 2002 eingeführt und der Schilling verliert mit 1. März 2002, null Uhr, seine Funktion als gesetzliches Zahlungsmittel.

Im neuen Jahrtausend kommt nach dem Jogging eine neue Sportart in Mode: Nordic Walking, schnelles Gehen, bei dem „für effektive Ganzkörperfitness“ zwei Stöcke den Rhythmus der Schritte unterstützen. Das sei – so wird propagiert – weit gelenksschonender als Jogging.

Die Tanzabende von früher gehören der Vergangenheit an, getanzt wird nur mehr auf Bällen oder privaten Partys, bei der Jugend ist „Abtanzen“ bei Clubbings und Großevents angesagt. Das Fernsehen hat bei den Kinos in den siebziger Jahren zu einem massiven Einbruch in den Besucherzahlen geführt, zahlreiche Kinos in Innsbruck (Zentral, Nonstop, Koreth, Laurin und Forum), aber auch in vielen Bezirksorten mussten schließen. Aus den Lichtspieltheatern von einst sind große moderne Erlebnistempel mit 6-Kanal-Digitalton, großzügigen Sälen, Bars, Shops und Restaurants geworden und sie erleben derzeit eine Renaissance. Kino ist wieder „in“, das Programm ist im Internet präsent, die Kinokarten werden elektronisch bestellt, die Reservierungen kommen über E-Mail.

E-Mail und SMS sind längst gängige Kommunikationsmittel, im Büroalltag wie auch privat werden weit weniger Briefe geschrieben, was die Telekom dazu veranlasste, die Postämter und natürlich auch Postkästen drastisch zu reduzieren. Am 30. Dezember 2005 hat das Kommunikationsmittel „Telegramm“ nach 159 Jahren endgültig ausgedient, und auch das Telefaxgerät, das in den achtziger Jahren dem Fernschreiber samt Lochstreifen ein schnelles Ende bereitete, verzeichnet einen Absatzenschwund. Denn viele verschicken ihre Faxe mittels PC oder scannen die Dokumente ein und senden sie per E-Mail.

Für die SMS (Short Messages), per Handy verschickt, entwickelten sich shorte Kürzel wie etwa: cu oder cul8er = see you/later; rumian = ruf mich an, dad = denk an dich, hdl

= hab dich lieb. Bald schon wird „2b or nt 2 b“ über „Sein oder nicht sein“ noch halbwegs verständlicher Kommunikation entscheiden, denn die shorte Ausdrucksweise wird nun auch von offiziellen Stellen verwendet: „Look b4 you go!“, richtet das Land Tirol (Forst- und Landwirtschaft) im Dezember 2006 den Appell an Schi- und Snowboardfahrer um mehr Rücksicht auf Wald und Tier.

Fernsehen, einst ein ganz besonderes kommunikatives Ereignis, ist längst zum täglichen Begleiter geworden: Waren in Tirol 1990 mehr als 20.000 Haushalte verkabelt, so sind es jetzt bereits 51.000. Der durchschnittliche Fernsehkonsum betrug 2002 täglich 162 Minuten, 2004 waren es bereits mehr als drei Stunden. Die Erhebungen sagen aber nichts darüber aus, ob das Programm tatsächlich konsumiert wird oder der Fernseher die ganze Zeit nur „nebenbei“ läuft (wie einst das Radio). Laut einer Untersuchung der Telesystem Tirol ist der tägliche Fernsehkonsum seit Einführung der Privatsender (1985) gestiegen und steigt stetig mit dem Alter: 12- bis 29-Jährige sehen im Durchschnitt 101 Minuten fern, 30–49-Jährige 146 Minuten, bis 59-Jährige 192 und bei über 60-Jährigen sind es schon 233 Minuten, das sind fast vier Stunden. Studien zur Internetnutzung sind genau gegenläufig. Derzeit wird von analogem auf digitales Antennen-TV (DVB-T) umgestellt, die Zimmerantenne ist endgültig Geschichte. Viele Wohnzimmer werden zusehends zu Heimkinos mit Flachbildschirm und perfektem Sounderlebnis. Der herkömmliche Röhrenmonitor (Kathodenstrahlröhre) wird stark konkurriert von den Flüssigkristallbildschirmen, kurz LCD (liquid crystal display). LCD, bei Digitaluhren und Taschenrechner schon länger verwendet, ist strahlungsarm, flimmerfrei, stromsparend und leicht. Derzeit (Jänner 2007) kostet ein 82-cm-LCD-TV (12 cm tief) zwischen 600 und 1000 Euro, weit teurer sind die neuen flachen Plasmabildschirme, die hauptsächlich als Fernsehzeigerät verwendet werden. Sie kosten von 1300 Euro aufwärts (106 cm Plasma, 10 cm Tiefe), haben aber die „heute übliche Lebensdauer von 60.000 Stunden, das entspricht bei einem täglichen Fernsehkonsum von 8 Stunden einer Nutzungsdauer von 20 Jahren“. Die

Hersteller rechnen also bereits mit einem täglichen Fernsehkonsum von acht Stunden!

Die PCs haben längst auch die Privathaushalte erobert, Laptop, Handy, Highspeed-Internet, Kreditkarten, Digitalkamera, Video, CD und DVD gehören zum Alltag. Bis vor kurzem noch unbekannte Begriffe wie Dating, Briefing, Piercing, Tattoo, Stress, Fun, Musts, Soft- und Hardware, MP3, iPod oder „portable touchscreen Monitor“ sind den Kindern bereits ebenso geläufig wie ihr spielerischer Umgang mit High Tech, Video-Telefonie oder virtuellen Welten. Sie laden sich Musik, Videos und Spiele auf ihren iPod, chatten im Internet und haben die neuen Medien im Griff wie einstige Kinder und Jugendliche ihre Matadorbaukästen. Soeben stellte Apple ein 135 Gramm schweres iPod-Handy vor, das Quadband- (= weltweit verwendbare) Handy-Funktionen mit Computer- und Video-iPod-Funktionen vereint und zudem über eine 2-Megapixel-Kamera und eine einfache Menüführung (ohne Tasten) verfügt. Der Handy-Alleskönner kostet zwischen 500 Dollar (4-Gigabyte-Speicher) und 600 Dollar (8 Gigabyte) und kommt im Herbst 2007 auf den Markt.

Einzig ein computergesteuerter Haushalt mit Cyber-Cooking – alles vernetzt, digital, cyber und mega, Kochen, Putzen und Einkaufen per Mausclick via Computer – ist noch Zukunftsmusik. Dabei wäre es so schön, beim Einkauf im Supermarkt dem Kühlschrank schnell ein SMS zu schicken mit der Bitte, sein Innenleben zu fotografieren und das Bild via MMS zurückzuschicken, oder ein ans Internet angeschlossener Cyber-Kühlschrank listet uns eine Inventarliste mit den Ablaufdaten der Lebensmittel auf, die er uns dann per Handysignal warnend mitteilt, während wir gerade mit Staub saugenden Hausschuhen den Touchscreen-Bildschirm kontrollieren, von dem aus wir alle Geräte samt Klima- und Videoüberwachungsanlage und Wetterstation auf dem Dach steuern.